

---

## **Arbeitsgemeinschaft ländliche Sozialforschung** (ÖGS Österreichische Gesellschaft für Soziologie – Sektion Ländliche Sozialforschung)

### **Protokoll der Sitzung vom 23. März 2022**

An der **92. Sitzung** der Arbeitsgemeinschaft fand als On-Line-Konferenz unter maßgeblicher fachlicher und technischer Unterstützung durch *Karin Schroll, Theresia Oedl-Wieser, Sigrid Egartner, Richard Maria* sowie *Michaela Hager* (alle Bundesanstalt für Agrarwirtschaft und Bergbauernfragen) statt.

Der Vorsitzende **Georg Wieser** begrüßt alle Anwesenden recht herzlich und eröffnet die Sitzung.

Im ersten Beitrag der Sitzung präsentiert **Cecilia Baurenhas** (Regionalentwicklung Vorarlberg) Ergebnisse ihre Masterarbeit zur „*Berglandwirtschaft zwischen Autonomie und Fremdbestimmtheit. Berufsbilder des Bergbauern und der Bergbäuerin im Wandel*“. *Cecilia Baurenhas*, MA studierte Soziologie an der Universität Wien. Sie schloss ihr Masterstudium im Juni 2021 mit einer qualitativen Arbeit zur Berglandwirtschaft im Bregenzerwald mit Auszeichnung ab. Seit Herbst 2021 ist sie bei der Regionalentwicklung Vorarlberg tätig. Ihre Interessenschwerpunkte liegen im Bereich der Familien- und Arbeitssoziologie sowie der ländlichen Sozialforschung.

#### **I) Projekthintergrund, Forschungsinteresse und Stand der Forschung**

Ziel der Arbeit war, den Wandel in der Landwirtschaft im Bregenzerwald und die wahrgenommenen Anerkennungsverhältnisse aus der Perspektive der Bergbauern und der Bergbäuerinnen zu untersuchen. Sowohl der ländliche Raum als auch das Fremdbild der Bauern und Bäuerinnen sind dabei von Widersprüchlichkeiten geprägt: einerseits der romantisierte ländliche Raum mit den hart arbeitenden Bauern und Bäuerinnen, die ihre Güter traditionell und mit Sorgfalt bestellen und andererseits ein Bild der Bauern und Bäuerinnen, die ohne Vorschriften und Richtlinien sowohl der Umwelt als auch den Tieren Schaden zufügen und mit modernster Technik und großen Maschinen ihren Hof führen. Es sind dieses Spannungsfeld, diese Widersprüchlichkeiten und die unterschiedlichen Fremdzuschreibungen, die mein Forschungsinteresse geweckt haben. Mich interessierten die subjektiven Wahrnehmungen und das Selbstbild der Bauern und Bäuerinnen, deren Lebens- und Arbeitswelt von unterschiedlichsten Veränderungen und Entwicklungen betroffen sind. Selbstverständlich sind auch der ländliche Raum und die Landwirtschaft von gesellschaftlichen Prozessen, wie Modernisierung und Individualisierung, betroffen. Der technische Fortschritt, die Globalisierung der Märkte, der Squeeze on Agriculture, das Sinken der Produzentenpreise und die Umstrukturierung der Agrarpolitik, all das hat klarerweise auch Auswirkungen auf den ländlichen Raum und die kleinstrukturierte Landwirtschaft.

Ich schließe dabei an verschiedene Studien der Land- und Agrarsoziologie und auch anderer Disziplinen an. In meiner Arbeit gehe ich dabei näher auf die Geschichte der Land- und Agrarsoziologie ein und baue dann darauf den Stand der Forschung auf. In dieser Präsentation möchte ich aber nur überblicksmäßig, die Forschungsbereiche, auf die meine Forschungsarbeit aufbaut, anführen. Zum einen ist das *Jan Douwe Van der Ploeg (The New Peasantries 2018)*, der ein Vertreter der *Peasant Studies* ist. Seine These ist, und damit

folgt der These des russischen Agrarsoziologen *Alexander W. Tschajanow (1999)*, dass gerade kleinstrukturierte Familienbetriebe, er nennt diese *Peasant Landwirtschaften*, krisenresistent und anpassungsfähig sind und dass diese kleinen Betriebe aus diesem Grund nicht an Bedeutung verlieren werden. Er stellt Peasant Landwirtschaften dabei den unternehmerischen, industriellen Landwirtschaften gegenüber und benennt einige Merkmale von Peasant Landwirtschaften, unter anderem Koproduktion, das Streben nach Autonomie, Pluriaktivität, also die Kombination von landwirtschaftlichen und nicht-landwirtschaftlichen Tätigkeiten, das Setzen auf familieneigene Arbeitskräfte und das Vermeiden von Krediten.

Weiters baue ich auf Studien zum Selbstverständnis von Bauern und Bäuerinnen bzw. Landwirt:innen auf. Ein wiederkehrendes Konzept ist da das Konzept der „*Good-Farmer-Identity*“ von *Silvasti (2003)* und *Burton (2012)*. Weitere Dimensionen zu denen vielfältige Forschung betrieben wurde und die für mein Thema relevant waren, sind die *Naturbeziehungen*. Bauern und Bäuerinnen sehen sich vor allem in einer Symbiose mit der Natur und weisen Vorwürfe, der Umwelt Schaden zuzufügen, zurück. Weiters relevant ist die *Mensch-Nutztier-Beziehung*. Eine These lautet, dass die Modernisierung in der landwirtschaftlichen Tierhaltung zu einer Entleiblichung, Entsinnlichung und Entsubjektivierung des Mensch-Nutztier-Verhältnisses geführt hat und damit zu einem entfremdeten und instrumentellen Verhältnis zwischen Tierproduzent und dem Produktionsfaktor Nutztier. Das ist in der Berglandwirtschaft, wo Bauer und Bäuerinnen und Nutztier noch in einem relativ intensiven Kontakt sind, nur eingeschränkt der Fall. Nutztiere sind aber für Landwirt:innen generell immer zugleich Arbeitsgegenstand mit objektivem Nutzen und ökonomischer Rationalität und gleichzeitig subjektive Lebewesen mit eigenständigem, affektivem und empathischem Vermögen. Auch die Beziehung zwischen Verbraucher:innen und Nutztier hat sich verändert. Es ist zu einer Entfremdung gekommen. Diese Entfremdung ist dann oft auch Grundlage für Misstrauen und Verunsicherung und in Folge auch für Kritik an der Landwirtschaft, den Bauern und Bäuerinnen. Weiter Themen sind die *Agrarpolitik* und der *Multifunktionalismus*. Die Landwirtschaft im Berggebiet ist eine multifunktionale Landwirtschaft. Viele Koppelprodukte der Landwirtschaft haben Charakter öffentlicher Güter und können nicht über den Produkterlös abgegolten werden. Eine Förderung ist also notwendig. Für Bauern und Bäuerinnen bedeutet diese aber auch immer eine Abhängigkeit. Mit den Förderungen geht auch das Thema der Bürokratie und des *Bürokratisch-hygienischen Modus (Marsden 2006)* einher. Laut *Marsden* ist das die Antwort auf die Theorie der *Risikogesellschaft (Beck 1986)*. Der Bürokratisch-hygienischer Modus folgt dabei der Logik, dass eine hygienische und umweltfreundliche Produktion von Lebensmitteln nur dann sichergestellt werden kann, wenn die entsprechenden Akteur:innen, also Bauern und Bäuerinnen, überwacht werden. Das Resultat ist laut *Marsden* ein Foucaultsches Panoptikum (*Foucault 1993*), indem Agrarproduzent:innen überwacht werden. Das passiert, indem Probleme in kleine Einheiten zerstückelt und dann von unterschiedlichen Stellen überprüft werden. Laut *Marsden* wird dabei zuerst auf Sicherheit und Sauberkeit gesetzt und erst in einem zweiten Schritt auf Nachhaltigkeit. Es sind demnach gerade kleine Betriebe, die dann überproportional von diesen Vorschriften, Kontrollen und Regelungen betroffen sind, weil sie sich auch weniger leicht anpassen können als z.B. kapitalintensivere oder größere Produzent:innen. Außerdem konnte ich viel auf die Literatur der *Bundesanstalt für Agrarwirtschaft und Bergbauernfragen* zurückgreifen, z.B. *Groier (1990)*, *Groier & Hovorka (2007)*, *Groier et al. (2018)*, *Hovorka (2001, 2007, 2011, 2018)*, *Vogel & Wiesinger (2003)*, *Wiesinger (2004, 2005, 2010)*.

## II) Theoretische Konzepte

Für den theoretischen Rahmen wählte ich die *Anerkennungstheorie* von *Axel Honneth (2011)*. *Honneth* definiert Anerkennung als „*Akt, in dem zum Ausdruck kommt, dass die andere Person Geltung besitzen soll [und] die Quelle von legitimen Ansprüchen ist.*“ Anerkennung ist für *Honneth* dabei sowohl der Schlüssel, um die Integration von Gesellschaften zu verstehen, aber auch deren Konfliktualität. Er spricht dabei von

„Kämpfen um Anerkennung“. Diese reichen von Mikrokonfrontationen im Alltag bis hin zum militanten Aufbegehren ganzer Kollektive, die sich z.B. um Rechte betrogen fühlen. Diese Konflikte oder Kämpfe entstehen dann, wenn es zu Anerkennungs-Verletzungen bzw. zu Enttäuschungen von Anerkennungs-Erwartungen kommt. Gegenstand der Kämpfe um Anerkennung sind dabei normative Muster, in denen geregelt wird, welches Verhalten bzw. welche Tätigkeiten Anerkennung erfahren sollen und welche nicht. Zentral bei *Honneth* sind auch die drei Modi der Anerkennung: *Liebe*, *rechtliche Anerkennung* und *soziale Wertschätzung*. Die soziale Wertschätzung ist dabei jener Modus der Anerkennung, in dem vor allem Leistungen, aktives Handeln und Fähigkeiten anerkannt werden, insbesondere in der Arbeitswelt.

### III) Felddbeschreibung

Der *Bregenzerwald* ist eine Region in Vorarlberg. Wie viele Bergregionen ist er von Grünlandbewirtschaftung mit Milchwirtschaft geprägt und hier vor allem mit Rinderhaltung. In den meisten Betrieben wird die Rohmilch direkt in die Sennereien geliefert, wo sie dann zu Käse, Butter usw. weiterverarbeitet wird. Da für den regionstypischen Hartkäse keine Milch von Silage verwendet werden kann, ist der Großteil der Region ein Heumilchgebiet.

Abbildung 1: Untersuchungsregion Bregenzerwald



© Baurenhas 2022

In der Region gibt es laut den Befragten keine zumindest landwirtschaftliche Alternative zur Milchwirtschaft. *Franz Michael Felder (1839-1869)* war Bauer, Schriftsteller und Sozialreformer aus Schoppernau schreibt bereits 1868 Folgendes über die Region: „Hier zwischen unseren Bergen kommt kaum ein Obstbaum auf, und kein Feldbau wird recht gedeihen. Die Kuh ist für die Bevölkerung das wichtigste Werkzeug. Nur durch sie lässt sich der Segen unserer Wiesen und Berge in Bares verwandeln. Ihre Milch, zu Butter und Käse bereitet, bildet bis in die neueste Zeit fast den einzigen Handelsartikel des abgeschlossenen Aichtales mit seinen 17.000 Einwohnern.“ Das gilt eingeschränkt natürlich noch heute. Zwar sind Milch und Butter nicht die einzigen Handelsartikel, aber die Berglandwirtschaft ist immer noch von großer Bedeutung, insbesondere wenn man sie als Grundlage für den Tourismus betrachtet.

Neben der Landwirtschaft sind für die Region besonders Gewerbe und Handwerk, sowie Tourismus wichtige Wirtschaftsfaktoren. Das sind auch diese Wirtschaftszweige, wo viele Bauern und Bäuerinnen neben der Landwirtschaft tätig sind. Die Bauernhöfe sind aufgrund der historischen Agrarentwicklung und der natürlichen Bewirtschaftungserschwerisse überwiegend als Familienbetrieb organisiert und durch eine kleinbetriebliche Struktur gekennzeichnet. 44% der Betriebe werden dabei im Haupterwerb und 41% im Nebenerwerb geführt. In den letzten Jahrzehnten kam es zu einer Abnahme der Betriebe, in Vorarlberg aber weniger stark als in Restösterreich.

Ein besonderes Merkmal für die Landwirtschaft im Bregenzerwald ist die *Dreistufenwirtschaft*, also die Bewirtschaftung des Berggebiets über mehrere Weidestufen. Die erste Stufe ist dabei der *Heimbetrieb* im Tal, dann das höher gelegene *Vorsäß* und letztendlich die *Alpe*, auf die man im Hochsommer zieht.

Der *Wandel*, der sich in der Berglandwirtschaft vollzogen hat, ist sehr vielfältig. Dazu gehören unter anderem der technische Fortschritt und die Mechanisierung, die Intensivierung der Bewirtschaftung in Gunstflächen bei gleichzeitiger Extensivierung der Bewirtschaftung von Grenzflächen, die milchbetonte Zucht, die zunehmende Abhängigkeit von der Agrarpolitik und verschiedensten Zahlungen, sowie der damit einhergehenden Bürokratie, Kontrollen und Vorschriften. Darüber hinaus ist der *Squeeze on Agriculture* zu nennen, also das Auseinandergehen der Preis-Kosten-Schere in der Landwirtschaft. Durch hohe Produktions-, Hygiene- und Tierwohlstandards steigen die Kosten und gleichzeitig erzielen die Produkte am Markt niedrigere Preise. Das verstärkt sich durch die Globalisierung und einer entkoppelten Preispolitik. Dann ist noch die zunehmende Schwierigkeit zu nennen, ein Hofnachfolgerin oder einen Hofnachfolger zu finden und damit die Aufgabe der Betriebe, sowie die zunehmende Erwerbskombination bzw. Führung der Betriebe im Nebenerwerb. Alle diese Veränderungen wirken sich natürlich auf die Lebens- und Arbeitswelt der Bäuerinnen und Bauern aus.

#### IV) Forschungsfragen

Aus dem Interesse, dem Stand der Forschung ergeben sich meine Forschungsfragen:

- Wie nehmen Bergbauern und Bergbäuerinnen in der Region des Bregenzerwaldes den *Wandel* in und um ihren Berufsstand wahr, insbesondere unter Berücksichtigung der Konzepte des Multifunktionalismus und des bürokratisch ‚hygienischen‘ Modus?
- Wie verändert sich, aus Sicht der Bergbauern und Bergbäuerinnen, die soziale *Anerkennung* bzw. die Wertschätzung und wie wirkt sich dieser Wandel auf das Berufsbild aus?
  - Welche Formen von Anerkennung und Missachtung erleben Bergbauern und Bergbäuerinnen?
  - Welche Strategien wenden Bergbauern und Bergbäuerinnen an, um mehr Anerkennung und weniger Missachtung zu erleben?

Zur Beantwortung dieser Fragen wählte ich einen qualitativen Zugang. Insgesamt führte ich elf problemzentrierte halbstrukturierte Leitfadenterviews nach *Witzel (1995)*.

Abbildung 2: Forschungsdesign



© Baurenhas 2022

Die Befragten waren zwischen 36 und 64 Jahre alt. Ich habe sechs Männer und fünf Frauen interviewt. Die Größe der Betriebe variierte zwischen sechs und neun Kühe bei den kleineren Betrieben bis hin zu Betrieben mit 40 Kühe, was für die Region bereits ein relativ großer Betrieb ist. Bis auf eine Person stammen alle aus bäuerlichen Betrieben und haben den Betrieb der Eltern oder Schwiegereltern übernommen. Vier der Befragten geben an ihren Betrieb im Vollerwerb zu führen, zwei davon sind sehr klein und ein weiterer ist ein Biobetrieb. Bei allen anderen Betrieben geht zumindest der bzw. die Befragte

oder der/die Partner:in einem Nebenerwerb nach.

Abbildung 3: Merkmale der befragten Personen und Struktur der Betriebe

	unternehmerisch				traditionell					peasant-like	
	Astrid	Dominik	Hilda	Bernd	Christian	Elsa	Gerda	Jana	Klemens	Florian	Ignaz
Alter	64	36	48	47	40	47	54	54	54	42	65
aus landw. Fam.	✓	✓		✓	✓	✓	✓	(✓)	✓	✓	✓
Übernahme	1978	2010	1998	2000	2008		1998	1989	1995	1997	1970
Gründung						1990					
Viehbestand	40	17	24	24	22	19	9	20	9	8	6
landw. Fläche	35ha	19ha	24ha	18ha	21ha		15ha	18ha	8ha	10ha	8ha
Bio				✓							
Vollerwerb	✓			✓						✓	✓
Direktvermarktung	✓		✓	(✓)		(✓)		✓		(✓)	(✓)
Dreistufenwirtschaft	✓	(X)		✓	✓	(✓)	✓	✓	✓	✓	✓

© Baurenhas 2022

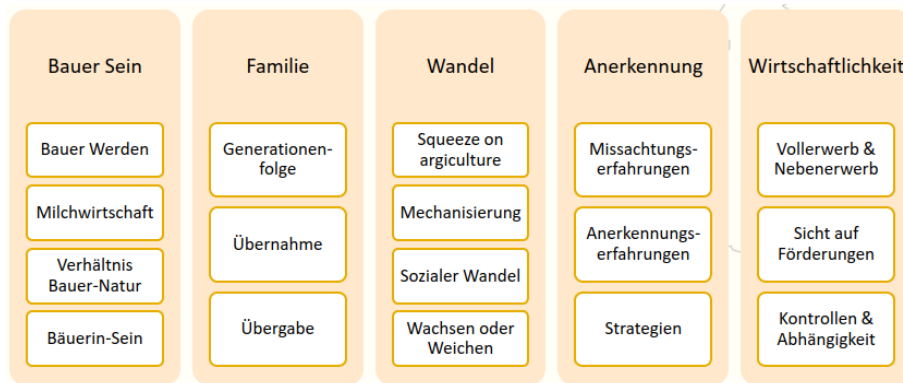
Manche der Befragten vermarkten ihre Produkte direkt, vor allem Käse, Butter oder Fleisch. Der Großteil der Befragten führt eine Dreistufenwirtschaft. Einer der Befragten sömmer nur Jungvieh auf der Alpe und behält die Kühe am Hof, ein weiterer Befragter hält alles Vieh am Heimbetrieb. Manche der Befragten haben ein eigenes Vorsäß oder eine Alpe. In diesem Fall bedeutet die Dreistufenwirtschaft keine wirkliche Entlastung, sondern auch eine Doppelbelastung.

Der Zugang zum Feld gestaltete sich relativ einfach. Ich hatte zuerst ein paar Bauern und Bäuerinnen in der Region kontaktiert. Diese waren dann mehr oder weniger sofort einverstanden ein Interview mit mir zu machen. Nach dem Interview habe ich die Befragten gebeten, mir eine weitere Person zu empfehlen, die sich in der Größe, in der Wirtschaftsweise oder in der Nebenerwerbstätigkeit von ihnen selbst und dem Betrieb unterscheidet. So bin ich dann zu meinem Sample gekommen. Eigentlich war geplant noch weitere Interviews zu führen, besonders im Vorderen Bregenzerwald, weiter im Norden, wo das Gelände nicht so alpin ist und die Betriebe etwas größer sind. Die Corona-Beschränkungen im März 2020 hatten aber dann meine Erhebungen einfach beendet.

Zu meiner Position im Feld: es war sicherlich von Vorteil, dass ich aus der Region stamme und meine Familie auch einen bäuerlichen Hintergrund hat. Ich spreche den Dialekt, somit ist es einfacher zu kommunizieren. Zweitens kannten die meisten der Befragten zumindest einen meiner Elternteile, was mir wahrscheinlich auch ein gewisses Vertrauen gebracht hat. Ich hatte aber keinen der Befragten davor persönlich gekannt.

Die Interviews wurden alle wortgetreu transkribiert und anschließend mit der Codestrukturanalyse und Feinstrukturanalyse nach *Froschauer & Lueger (2003)* ausgewertet. Die Codestrukturanalyse ist ein an Kategorien orientiertes Verfahren. Mein Kodierleitfaden besteht aus fünf Hauptkategorien: Bauer Sein, Familie, Wandel, Anerkennung und Wirtschaftlichkeit und weiteren Unterkategorien, wie z.B. Bauer Werden, Mechanisierung, Missachtungs- und Anerkennungserfahrungen oder Sicht auf Förderungen.

Abbildung 4: Kodierleitfaden



© Baurenhas 2022

Ich möchte jetzt nicht die einzelnen Kategorien und Unterkategorien vorstellen, sondern mich mehr auf die Beantwortung meine Forschungsfragen beziehen.

### V) Forschungsfrage 1: Wandel

Die erste Forschungsfrage bezog sich auf den Wandel, also wie Bergbauern und Bergbäuerinnen in der Region des Bregenzerwaldes den Wandel in und um ihren Berufsstand wahrnehmen. Wie bereits beschrieben ist der Wandel, dem die Landwirtschaft ausgesetzt ist, vielfältig und die befragten Bauern und Bäuerinnen nehmen ihn auch unterschiedlich wahr und reagieren auch auf unterschiedliche Weise auf ihn.

In den Interviews wurde vor allem der *Squeeze on Agriculture*, die Mechanisierung, die Intensivierung der Landwirtschaft, sowie der soziale Wandel allgemein angesprochen. In den Interviews wurde deutlich, dass der Wechsel von der Rolle als Produzent hin zum Landschaftspfleger von den Bauern und Bäuerinnen in der Region teilweise bereits akzeptiert wird, was für mich relativ überraschend war. Sie haben sich teilweise sogar als Landschaftspfleger bezeichnet. Die am meisten angesprochenen Funktionen der Landwirtschaft waren die Landschaftspflege, die Erzeugung von Lebensmitteln, die Landwirtschaft als Basis für den Tourismus und die Rolle der Landwirtschaft für regionale Wirtschaftskreisläufe. Die Produktion von Lebensmitteln wird von manchen als zentrale Funktion beschrieben, von anderen aber nur in einem Nebensatz erwähnt, wie „ja, natürlich, die Lebensmittel und so.“ Am meisten wurde die Landschaftspflege betont. Die Bauern und Bäuerinnen sehen also ihre vielfältigen Beiträge für die Region und sehen die Funktionen auch als Rechtfertigung dafür Förderungen zu erhalten und diese Förderungen auch zu verdienen. Elsa sagte zum Beispiel „Und ein Großteil ist natürlich schon die Landschaftspflege auch. Die Hanglagen, das find ich ganz wichtig, dass man das auch bewirtschaftet. Wir dürfen stolz sein, dass wir das bewältigen.“ Gleichzeitig wünschen sich aber manche anstelle der Förderungen und Ausgleichszahlungen lieber einen fairen und kostendeckenden Erlös für ihre Produkte, auch wenn dann von höheren Preisen wahrscheinlich eher größere Landwirtschaften profitieren würden als die kleinstrukturierten Familienbetriebe. Florian sagt dazu zum Beispiel: „Früher hab ich immer gedacht, man sollte den Milchpreis erhöhen. Jetzt bin ich mittlerweile dagegen. Ich hab dann zwar ein paar Euro mehr, aber der Bauer mit 300 Kühen sahnt dann ab.“ Einig sind sich aber alle, dass bei diesen Preisen eine Zukunft der Landwirtschaft ohne Förderungen, so wie sie jetzt organisiert sind, nicht denkbar ist. Die Förderungen seien für die Landwirtschaft essentiell.

Das Prinzip „Wachsen oder Weichen“ konnte noch nicht ganz durch den Multifunktionalismus und die Ökologisierung abgelöst werden. Mehrere Befragte sprechen davon, dass man eben eine gewisse Größe haben muss, um überleben zu können. Wobei diese auch darauf verweisen, dass in Berggebieten der

Expansion Grenzen gesetzt sind, auch durch die Organisation im Familienbetrieb. Jana meint dazu: „Teilweise finde ich es natürlich schon übertrieben. Diese Bauern mit 50, 60 Kühen oder noch mehr. Das passt einfach nicht zu uns her. Wir haben einfach nicht die Böden dafür.“ Die Mechanisierung in der Landwirtschaft wird als notwendig angesehen, um fehlende Arbeitskräfte auszugleichen und eine Bewirtschaftung überhaupt zu ermöglichen. Florian sagt dazu im Interview: „Maschinen hat man mehr. Braucht sie auch mehr, weil man ist fast alleine am Arbeiten. Es sind fast keine Leute mehr herum.“ Manche sehen die Mechanisierung auch als Fortschritt, andere kritisieren eine übertriebene Mechanisierung und verweisen darauf, dass sie für Bauernfamilien eine Verschuldung bedeutet, was dann zu einer Aufnahme einer Nebenerwerbstätigkeit führt. Es wird auch erwähnt, dass die Mechanisierung zu einer veränderten Naturerfahrung geführt hat. Allgemein kann gesagt werden, dass die Mechanisierung auf den Alpen und Vorsäßen kritischer betrachtet wird als jene im Talbetrieb.

Bezüglich der zunehmenden Überwachung und Kontrolle zeigen sich alle Befragten kritisch, einerseits bezüglich der zunehmenden administrativen Tätigkeit. Klemens sagt: „eigentlich hat man schon einen Haufen mehr Ordner als man Vieh hat.“ Andererseits zeigen sie sich kritisch bezüglich der Sinnhaftigkeit mancher Kontrollen und der Kompetenz mancher Kontrolleure. Manche Kontrollen werden auch als Schikane empfunden, z.B. wenn der Stall mit einem Meterstab ausgemessen wird, wenn auf eine gesprungene Fliese aufmerksam gemacht wird, oder man erklärt bekommt, dass man zu viele Spinnweben im Stall hat. Andere Bauern sehen die Kontrollen aber auch als sinnvoll an und meinen, dass es eben überall schwarze Schafe gibt und die meisten Kontrollen scheinen auch ohne größere Probleme oder Konflikte zu verlaufen.

Insgesamt können drei verschiedenen *Bewertungen des Wandels* von den Bauern und Bäuerinnen identifiziert werden. Hier ist ein Versuch einer *Typenbildung*:

- *Unternehmerischen Bauern und Bäuerinnen*: das sind jene, die den Wandel als Chance und Fortschritt wahrnehmen. Astrid, Dominik und Hilda können dieser Gruppe zugeordnet werden. Alle drei haben ihre Landwirtschaft ausgebaut und sehen die neuen maschinellen Möglichkeiten als Chance.
- *Traditionelle Bauern und Bäuerinnen*: kritisieren zwar den Wandel, arrangieren sich aber damit. Diese sind v.a. an der Weiterführung des Familienbetriebes interessiert. Es geht hier v.a. um den Erhalt und weniger um die Expansion, den Ausbau oder die Weiterentwicklung des Hofes. Dieser Gruppe können Christian, Elsa, Jana, Gerda und Klemens zugeordnet werden. Bei diesen führt auch niemand einen Vollerwerb.
- *Peasant-like Bauern und Bäuerinnen*: lehnen den Wandel ab und stellen sich dem Wandel eigentlich entgegen. In diese Gruppe fallen die beiden kleinsten Landwirtschaften, die von Ignaz und Florian geführt werden. Hier wird nicht auf Mechanisierung, Futterzukauf oder Milchleistung gesetzt, sondern v.a. auf die eigene Kraft und *Local-Knowledge-Systems*, etwa das Wissen zu Haus- und Naturheilmitteln oder altes Wissen zu Bewirtschaftungsformen.

Bernd passt nicht genau in einer dieser drei Typen. Sein Familienbetrieb setzt auf Biolandwirtschaft, Direktvermarktung und Zweinutzungsrasen. Damit schlägt er einerseits einen alternativen Weg in der Landwirtschaft ein, nützt aber gleichzeitig aktuelle Entwicklungen für sich und seinen Betrieb aus.

## VI) Forschungsfrage 2: Anerkennung

Die zweite Forschungsfrage bezog sich darauf, wie sich aus Sicht der Bergbauern und Bergbäuerinnen, die soziale Anerkennung bzw. die Wertschätzung verändert und wie sich dieser Wandel auf das Berufsbild auswirkt. Die befragten Bäuerinnen und Bauern beschreiben eine Abnahme der Anerkennung und Wertschätzung ihrer Arbeit und führen das zu einem großen Teil auf die Entfremdung der nicht-

bäuerlichen Bevölkerung von landwirtschaftlichen Produkten, sowie der Landwirtschaft im Allgemeinen, zurück und das auch im ländlichen und sehr bäuerlich geprägten Raum. Christian sagt dazu: *„Man unterschätzt das. Wir denken immer im ländlichen Raum da ist doch alles klar, es weiß doch eh jeder alles. Aber die wissen viele Dinge nicht mehr. Auch da hat sich viel verändert.“* Hilda meint: *„Auf der Landwirtschaft stellt man sich immer vor, dass alles wie früher sein muss. Aber die Landwirtschaft hat einfach auch einen Fortschritt gemacht. Wie jeder andere Wirtschaftszweig auch.“* Es scheint also ein Teil der nicht-bäuerlichen Bevölkerung in kaum direkten Kontakt mehr mit der Landwirtschaft zu sein. Außerdem fehlt durch den sozialen Wandel, z.B. dem Rückzug ins Private, sowie dem Bauernsterben, der fortschreitende Austausch und Dialog zwischen der nicht-bäuerlichen Bevölkerung und den Bauern und Bäuerinnen. Subjektiv haben also Konflikte zugenommen und Verständnis abgenommen. Die am häufigsten genannten Streitthemen sind dabei die Ausbringung von Gülle und Festmist, die Mechanisierung, die Förderungen, sowie die „übertriebene“ Milchproduktion. Die Bauern und Bäuerinnen sehen sich als Für-Selbstverständlich genommen, die Produkte als zu wenig anerkannt und ihre Wirtschaftsweise ständig unter Kritik.

Die *Missachtungserfahrungen* der Bauern und Bäuerinnen können dabei in direkte und indirekte Missachtung unterteilt werden. Direkte Missachtung sind etwa die Kritik an der Bewirtschaftungsweise, Vorwürfe über erhaltene Subventionen, Einmischungen bzw. Ratschläge von selbsternannten Landwirtschaftsexpert:innen oder etwa Agrarkontrollen. Klemens sagt zum Beispiel: *„In Vorarlberg gibt es ungefähr 3.000 Bauern und mindestens 30.000 Landwirtschaftsexperten. Weil jeder hat irgendwo ein Elternteil, das geht ja noch, oder einen Großvater der einmal Bauer war. Und dann kennt er sich voll aus.“* Konsum und Konsumententscheidungen, sowie das Für-Selbstverständlich-Nehmen der Bauern und Bäuerinnen, sind dagegen indirekte Missachtungserfahrungen. Gerade bei Anerkennungsverletzungen und Missachtungserfahrungen bzw. bei Erzählungen darüber werden Unterschiede zwischen Selbst- und Fremdbild deutlich. Von der nicht-landwirtschaftlichen Bevölkerung wird, so die Befragten, eine Landwirtschaft gewünscht, die heute gar nicht mehr existiert bzw. vielleicht nie existiert hat. Der Blick auf die Landwirtschaft ist dabei oft verklärt, romantisiert und idealisiert. Gleichzeitig galt lange das Prinzip des „Wachsens oder Weichens“ und es wurde von den bäuerlichen Familienbetrieben erwartet, dass sie sich modernisieren. Heute wird den Bauern und Bäuerinnen eine Mechanisierung und hohe Milchproduktion manchmal vorgeworfen. Die Bauern und Bäuerinnen sind also mit einer Vielzahl von teils gegensätzlichen und widersprüchlichen Erwartungshaltungen konfrontiert. Der moderne Landwirt bzw. die moderne Landwirtin soll innovativ, unternehmerisch, ökologisch, nachhaltig und modern sein, gleichzeitig aber auch alte Traditionen bewahren, wie früher wirtschaften, kein Kraftfutter oder Kunstdünger verwenden, nicht zu oft mähen oder Jauche ausbringen, die Kälber direkt vermarkten usw. Hilda dazu: *„Weißt eh, wenn man mit dem Güllefass kommt... da bist du einfach fast ein Schwerverbrecher.“* Jana: *„Man sagt wohl Förderung, aber wir tun auch etwas dafür. Wir mähen die Hänge und all das. Man ruft zwar: die Bauern kriegen viel Förderung, aber sie müssen auch etwas dafür tun.“* Das ist zumindest die Wahrnehmung der Bauern und Bäuerinnen. Laut ihnen weiß eigentlich jeder und jede besser Bescheid, was richtig und gut ist und wie eine Landwirtschaft zu führen ist, als jene, die wirklich in der Landwirtschaft tätig sind.

Bauern und Bäuerinnen erfahren aber natürlich auch *Anerkennung* und Wertschätzung. In den Interviews wurde in diesem Zusammenhang besonders die Interaktion mit *Kindern* und *Tourist:innen* angesprochen. Den Bauern und Bäuerinnen ist dabei natürlich klar, dass Tourist:innen oft ein verklärtes und romantisiertes Bild der Berglandwirtschaft haben. Auch in der Direktvermarktung von veredelten landwirtschaftlichen Produkten und dem *Kundenkontakt* erfahren Bauern und Bäuerinnen für ihre Produkte Anerkennung.

In der Auswertung der Interviews konnten mehrere *Strategien* der Bauern und Bäuerinnen identifiziert werden, die angewendet werden, um mehr Anerkennung zu erfahren. Das ist zum einen die *Direktvermarktung*. Christian meint dazu: *„Und das ist natürlich Gold wert. Wenn du jemanden im Stall hast, der nach Hause geht und sagt: ‚das war toll, da hab ich jetzt wirklich etwas gesehen, das hat mir jetzt wirklich*



gefallen. Von dem kann ich mit einem guten Gefühl etwas kaufen““. Das funktioniert v.a. bei Produkten wie Fleisch. Hilda dazu: „Wir schlachten jetzt jedes Jahr einen Stier, ziehen diesen auf bis er jähig ist. Wir tränken ihn nur mit Milch und füttern nur Heu. [...] Also da zerrt man uns das Fleisch fast aus den Händen.“ Schwieriger ist es schon bei Käse, denn das bieten relativ viele Bauern und Bäuerinnen an. Zweitens werden mehr *Öffentlichkeitsarbeit und Dialog* zwischen der bäuerlichen und nicht-bäuerlichen Bevölkerung angestrebt. Das passiert z.B. durch Aktionen wie der „Gesunden Jause“, wo Bäuerinnen in die Schulen gehen. Solche Aktionen sind dann immer eine Möglichkeit, um der Entfremdung von der Landwirtschaft im ländlichen Raum entgegenzuwirken. Die dritte Strategie, die *Kritik anderer Betriebe und deren Wirtschaftsweise*, zielt weniger darauf ab, mehr Anerkennung zu erfahren, als sich vor Missachtung zu schützen. Die eigene Wirtschaftsweise wird dabei in Kontrast zur anderen, z.B. alternativen oder konventionellen Landwirtschaft, gestellt. Wie bereits beschrieben, unterscheiden sich die Landwirtschaften, die von den Befragten geführt wurden. Also, „das Selbstbild“ oder „das Berufsbild“ der Bauern und Bäuerinnen im Bregenzerwald gibt es eigentlich nicht.

Es scheint vielmehr so zu sein, dass die Bauern und Bäuerinnen untereinander darum kämpfen, was Anerkennung erfahren soll bzw. was einen *Good Farmer* ausmacht und welche Wirtschaftsweise Anerkennung verdient. Einige Merkmale kommen dabei aber bei allen Befragten vor. Das ist die *Ausrichtung auf die Generationenfolge*, also einerseits der Stolz den Betrieb übernommen zu haben, aber auch der Wunsch oder die Hoffnung, dass eines der Kinder den Betrieb weiterführt. Das soll aber nie ein Zwang sein. Christian sagt z.B. dazu: „Man kann nur hoffen, dass man dann die Gnade hat es ihnen [den Kindern] zu überlassen. Weil, ich merk das schon auch immer, wie der Gedanke für manche ganz katastrophal ist, dass es nicht mehr weitergeht. Und ich muss ehrlich sagen, ich versteh das.“ Weitere Gemeinsamkeiten sind die Betonung der *Rolle der Familie*, die *Freude an der Arbeit mit Tieren* und die Betonung des *Beitrags der Landwirtschaft für die Gesamtbevölkerung*.

*Streitthemen* unter den Bauern und Bäuerinnen sind im Gegensatz dazu v.a. der *Grad der Mechanisierung* sowie die *Intensität und die Größenordnung der Landwirtschaft*. Dabei geht es z.B. um milchbetonte Rassen versus Zweinutzungsrasen, um Zufütterung von Kraftfutter und die Milchleistung allgemein, aber auch um den Grad der Mechanisierung oder etwa wie oft geheut wird. Florian meint dazu: „Einer hat 30 Kühe, der andere hat nur 10. Dann heißt es automatisch, dass der der bessere Bauer ist, der 30 Kühe hat.“ Drei der Befragten erzählen davon, dass ihre Art der Hofführung direkt von anderen Bauern und Bäuerinnen kritisiert wird. Die Bewirtschaftungsweise aller drei kann als vom Status Quo abweichend beschrieben werden. So sagen alle, dass die Milchleistung bei ihnen nicht im Vordergrund steht und dass sie etwa auf Kraftfutter verzichten, oder nur wenig Kraftfutter zufüttern. Neben einer Kränkung schwingt dabei aber auch immer ein gewisser Stolz mit, anders als die anderen zu wirtschaften.

Die Frage der Rolle des Bauern bzw. der Bäuerin als *Produzenten versus als Landschaftspfleger* kann auch in Hinblick auf Anerkennung diskutiert werden. Vielleicht wünschen sich manche der Befragten einen fairen Preis für ihre Produkte anstatt einer Förderung, weil Produktpreise eine Form gut institutionalisierter Anerkennung sind. Man bekommt Anerkennung für die Produkte am Markt, indem man einen guten Preis bekommt und die Produkte einen Wert haben. Bei den Förderungen ist das etwas anders. Diese sind nicht so direkt an Leistung gekoppelt, sondern auch an Gegebenheit, z.B. wieviel Fläche bewirtschaftet wird, die Art der Erschwernis usw. Förderungen sind zwar auch eine institutionalisierte Form der Anerkennung, sie sind aber nicht direkt rückgebunden an eine Leistung oder an einen Output. Die Leistung ist aber natürlich da, z.B. in Form der Bewahrung der Biodiversität, die Landschaftspflege z.B. über das Mähen von Hängen oder Straßendämmen. Da diese Leistung nie über den Produkterlös abgedeckt werden kann, werden Förderungen auch wichtig bleiben. Es wird also nötig sein, Förderungen und Zahlungen mit diesen multifunktionalen Leistungen der Bauern und Bäuerinnen rückzubinden, sodass für alle in der Gesellschaft, von den Bauern und Bäuerinnen bis zu jenen, die gar nichts mit der Landwirtschaft zu tun haben, die Förderungen als legitim und verdient angesehen werden,

z.B. durch den Begriff des „Leistungsentgelts“. Es wurde immer wieder in den Interviews gesagt, dass sie diesen Begriff bevorzugen, denn die Leistung der Berglandwirtschaft geht über die Produktion von Lebensmitteln hinaus.

### *Diskussion*

**Hancvencl** (Gesellschaft für Agrar- und Umweltrecht): Ich habe Erinnerungen an die Bergbauern, bei denen ich zur Kontrolle als Jurist war. Ich habe den Eindruck gehabt, obwohl mein Sohn in Vorarlberg lebt, aber nicht im landwirtschaftlichen Bereich, dass gewisse Antworten der Landwirte bezogen waren auf die allgemeine Landwirtschaft. Ich habe nicht den Eindruck, dass ein Gefühl einer Besonderheit des „Bergbauern“ besteht. Das hat mir gefehlt. Gibt es in Vorarlberg eine Besonderheit des Gefühls „Bergbauer zu sein“ oder schaut dort die Infrastruktur anders aus? Für mich wäre auch wichtig das Umfeld zu erkunden, weil für städtische junge Familien sind z.B. immer auch Kindergarten, Schule, natürlich auch Unterhaltungsmöglichkeiten, Diskotheken usw. wichtig. Das war in Kärnten, wo ich einen bekannten Bergbauern hatte, immer ein Problem und auch, wenn man das auf die Betriebsnachfolge spezifiziert, bekommt so ein Landwirt überhaupt eine Frau, die bereit ist, unter solchen Umständen zu leben? Ist den Landwirten, auch weil immer wieder auf die Bürokratie Bezug genommen wurde, die direkte Förderung bewusst? Sie haben die Pauschalierung nicht erkundet. Die Landwirtschaft hat ja teilweise eine Sonderstellung bei den Einkommenssteuern. Ich bin kein Freund dieser Pauschalierung, aber sie erspart einem Arbeit. War es denen bewusst, dass dies eine Sondersituation in der Landwirtschaft ist?

**Baurenhas:** Ich würde sagen, dass es im Bregenzerwald nicht dieses Gefühl „*ich bin Bergbauer oder ich bin Bergbäuerin*“ gibt. Was wichtig ist, ist diese Dreistufenwirtschaft, aber sich selber als Bergbauern zu bezeichnen, machen sie eigentlich nicht. Aber die Dreistufenwirtschaft ist für viele wichtig. Gleichzeitig gibt aber auch Bauern und Bäuerinnen die darauf verweisen, dass es die Dreistufenwirtschaft (wie sie einmal war) gar nicht mehr gibt. Und dass Betriebe auf dem Vorsäß, auf der Alpe genauso geführt werden wie die Betriebe im Tal. Man kann aber durchaus sagen, dass die Dreistufenwirtschaft doch noch von zentraler Bedeutung ist. Die Partnersuche, also findet man einen Partner, eine Partnerin der bereit ist, den Hof gemeinsam zu führen, war in meinen Befragungen kein zentraler Punkt. Die Befragten hatten relativ kleine Kinder und sagten, dass sie sich wünschen, dass der Betrieb weitergeführt wird, dass die Kinder das auch gerne machen und sie hoffen, dass sie dann auch einen Partner finden. Aber da war immer dieses Fragezeichen. Keiner konnte mit Sicherheit sagen, dass sein/ihr Sohn oder Tochter, das sicher machen wird, denn es gab zu viele offene Fragen. Wie wird sich die Landwirtschaft weiterentwickeln? Bleibt das Interesse? Findet man einen Partner, der dazu bereit ist, am Hof zu leben? Aber dadurch, dass die Kinder so klein waren, wurde darauf nicht weiter eingegangen. Bezüglich der Frage der Förderungen, das war nicht so genau Thema. Sie hatten sich v.a. auf die Gegenüberstellung Produktpreise versus Förderungen allgemein bezogen, nicht auf diese Pauschalisierungen. Es wurde oft der soziale Wandel allgemein angesprochen, da ging es auch darum, dass es sehr wenige Ausgahmöglichkeiten gibt. Das verändert sich vielleicht in der Zukunft. Wirtshäuser gibt es noch einige, das sind dann aber oft Hotels, die die Einheimischen vielleicht gar nicht mehr so wollen. So wurde das zumindest in den Interviews gesagt. Zum Umfeld in der Schule haben manche der Befragte ihre Kinder den Kindern der nichtbäuerlichen Bevölkerung gegenübergestellt. Sie haben z.B. gesagt: „*Schau meine Kinder, die arbeiten noch gerne. Die andere Kinder wollen nicht schmutzig werden etc.*“ oder „*Die anderen Leute und Kinder werden alle zu Lebemenschen, aber wir Bauern, wir haben noch andere Werte.*“ Thema war auch öfter, dass immer weniger in den Vereinen sind, und dass da einfach der Austausch oder der Dialog zwischen der nichtbäuerlichen Bevölkerung und den Bauern bzw. Bäuerinnen fehlt. Auch dass man in den Vereinen oft gar nicht mehr darauf schaut, wann die Bauern Zeit haben, denn die sind natürlich am Abend im Stall. Da werden die Termine früher angesetzt und die Bauern können nicht mehr in die Vereine und dass das

irgendwie zu wenig mitgedacht wird und dass das diese Entfremdung noch weiterbefördert. Aber generell ist in dieser dörflichen Struktur wahrscheinlich doch noch relativ viel Austausch da, das war zumindest meine Wahrnehmung. Aber aus den Befragungen zeigt sich, dass das doch sehr abgenommen hat.

**Lampalzer** (Wimpassing im Schwarzatal): Zunächst einmal Gratulation zu Ihrer Arbeit. Sehr gut gefallen hat mir die gute theoretische Fundierung. Ich hätte auch eine Reihe von Fragen, möchte mich aber auf eine beschränken, die für mich die wichtigste ist. Hängen geblieben bin ich beim Herrn Florian, der gesagt hat, dass er von der Milchpreiserhöhung wieder abgekommen ist, weil dann der Profit bei jenen Bauern läge, die 300 Kühe haben. Haben Sie dem mehr Aufmerksamkeit gewidmet? Mir scheint das so eine gewisse Spitze zu sein, so ein bisschen Unten gegen Oben, Klein gegen Groß. Gehört nicht Florian der Gruppe der Alternativen an? Sie haben diese *Peasant-like* genannt. Das sind für mich die eigentlich Alternativen. Sehe ich das so richtig?

**Baurenhas:** Florian und Ignaz haben wirklich sehr kleine, alternative Landwirtschaften. Florian bewirtschaftete seinen Betrieb eigentlich ganz alleine nur mit seiner Mutter, die über Neunzig ist. Er war dann sehr stolz auf die Werte, die die Milch hat. Also weniger auf die Milchleistung, sondern wie gut sie ist und wie gut die Werte sind und dass er keinen Tierarzt braucht, dass er das eben schafft mit alternativem altem Wissen. Er macht dann für seine Tiere zum Beispiel einen Kräutertee usw. Er hat gesagt, dass er seinen Hof, so wie er es macht, er hat acht Kühe im Vollerwerb, nicht im Nebenerwerb machen könnte, weil dann immer etwas liegenbleiben würde. Und so schafft er das. Bei ihm war natürlich ganz stark das „*ich und die anderen*“, oder die „*anderen im Dorf, die nur auf Milchleistung setzen*“ und die werden dann gepriesen und ihre Leistung anerkannt. Er hat auch gesagt, wenn ein Bauer 30 Kühe hat und der andere zehn, dann ist klar, dass der mit 30 in der Gesellschaft als *guter Bauer* angesehen und er dann weniger. Bei Ignaz und Florian war es dann auch so, dass sie kritisiert werden für ihre Wirtschaftsweise bzw. wie sie ihren Hof bewirtschaften von den anderen, die die „Großen“ sind, obwohl im Bregenzwald alle relativ klein sind im Verhältnis zu Betrieben in Gunstlagen.

**Lampalzer:** Man kann also schon sagen, dass es da mehrere gibt, die die Großbauern kritisieren? Der Herr Florian ist einer davon, vielleicht der Radikalste. So radikal hat er es gar nicht gesagt, aber er steht auf der Seite der Kritiker.

**Baurenhas:** Ja, ganz klar. Florian und Ignaz kritisieren das. Sie wollen nicht weiter investieren. Sie wollen sich nicht verschulden. Sie wollen ihren Hof *Peasant-like* weiterführen, auf Kredite verzichten und das möglichst aus eigener Kraft schaffen.

**Lampalzer:** Lässt sich bei den anderen Gruppen auch diese „Unten gegen Oben“-Haltung beobachten?

**Baurenhas:** Die Gruppe der traditionellen Bauern und Bäuerinnen sind nicht so sehr an einer Gegenüberstellung interessiert. Sie wollen eigentlich hauptsächlich ihren Hof weiterführen, weil sie diesen Wert sehen darin: „*das haben meine Eltern schon geführt, jetzt gebe ich es weiter, ich will es nicht aufgeben und ich lebe von diesem Hof.*“ Sie haben gar nicht dieses Interesse, die Produktion zu steigern oder irgendetwas auszubauen. Die unternehmerischen Bauern und Bäuerinnen dagegen denken durchaus daran. Die haben bereits investiert, die haben vielleicht schon einen Laufstall gebaut, die Kinder haben schon Interesse und sie investieren jetzt in der Hoffnung, dass die Kinder dann das auch weiterführen und weiterführen können, weil sie bereits investiert haben. Die beziehen sich dann doch öfters auf die Bauern und Bäuerinnen in Norddeutschland. In der Region sind sie vielleicht „große“ Bauern. Im Verhältnis zu den wirklichen großen Bauern führen aber auch sie eine kleine Landwirtschaft.

**Rail** (ÖBV Via Campesina Austria): Ich bin Anthropologin und forsche zu Gemeinschaftsgütern in der Almwirtschaft in Österreich, teilweise im steirischen Salzkammergut und in Tirol. Ich hätte deswegen v.a. eine Frage zu den Eigentumsverhältnissen an den Almen. Ich könnte mir vorstellen, dass das interessant

für die Frage nach Selbstverständnis, Identität und deren Rolle für die Fortführung der bergbäuerlichen Landwirtschaft wichtig ist und zwar, ob es einen Unterschied gab in dem Sample von den Eigentumsverhältnissen an den Almen. Weil, Sie haben gerade gesagt, dass die Vereinsstruktur wichtig ist. Es geht um Selbstverständnis. Ich könnte mir vorstellen, dass die Erfahrung von bäuerlicher Kollektivität zum Beispiel eine Rolle spielt für das Selbstverständnis der eigenen Wertigkeit als Bauer bzw. Bäuerin und für die Landschaftspflege, gerade wenn das so wichtig ist. Wie sind die Eigentumsverhältnisse insgesamt an den Almen im Bregenzerwald? Meine zweite Frage betrifft die Rolle von Gemeindepolitik, weil es geht ja auch um das Wahrnehmen von Fremdanerkennung und ob es Referenzen darauf gab, ob es z.B. eine landwirtschaftsfreundliche Politik gibt, ob vielleicht Almen in Gemeinschaftsbesitz sind und deswegen die Wichtigkeit der Fortführung der Almwirtschaft ein sozusagen lokalpolitisches Thema ist und ob das eine Rolle gespielt hat bei der wahrgenommenen Fremdwertschätzung.

**Baurenhas:** Im Bregenzerwald gibt es Gemeinschaftsalpen, Gemeinschaftsvorsäße und Viehweiden, diese sind in Dorfnähe. Im Hinteren Bregenzerwald, wo ich hauptsächlich meine Interviews geführt habe, sind Alpen vorwiegend Gemeinschaftsalpen. Es gibt aber manche Privatalpen. Florian hat z.B. eine kleine Privatalpe. Er ist natürlich sehr stolz darauf, weil er wirklich diese Dreistufenwirtschaft noch führt. Im Vorderen Bregenzerwald sind es vorwiegend Privatalpen. Aber dadurch, dass ich im Vorderen Bregenzerwald gar nicht so viele Interviews geführt habe, kam dieser Gegensatz nicht auf. Es wäre vielleicht anders gewesen, wenn ich dort auch noch Interviews hätte führen können. Auf diese Vorsäß- und Alpstrukturen ist man durchaus stolz, aber diese Gemeinschaften sind auch immer wieder ein Herd für Konflikte, durch unterschiedliche Interessen, Bewirtschaftungsweisen usw. Auch weil die Bauern und Bäuerinnen untereinander um Anerkennung kämpfen. Das ist jedenfalls meine These. Bei der Gemeindepolitik lässt sich sagen, dass zwei der Befragten sogar Bürgermeister waren. Die Bauern sind sehr oft in der Politik. Allgemein hatte ich schon den Eindruck, dass die Bauern im Bregenzerwald eine gute Stellung haben und dass diese Weiterführung unterstützt wird. Ich glaube, es ist noch gar keine wirkliche Frage, dass sich die Alpwirtschaft auflöst. Das ist glaube ich noch kein großes Thema. Aber in der Region kommen relativ viele Bürgermeister aus der Landwirtschaft, das kann man schon sagen.

**Rail:** Wissen Sie, welche Form die kollektiven Almen v.a. haben? Sind das Agrargemeinschaften oder Genossenschaften?

**Baurenhas:** Ich bin mir nicht hundertprozentig sicher und möchte Ihnen nichts Falsches sagen. Aber ich denke, dass sich dabei vorwiegend um Agrargemeinschaften handelt. Der Stolz auf die Genossenschaften bzw. Agrargemeinschaften ist in der Region jedenfalls verbreitet. Ich selbst konnte es auch nicht lassen, ein Zitat von *Franz Michael Felder* in die Präsentation einzubauen. Dieser war eine zentrale Figur für die Schaffung von den Sennereigenossenschaften, in denen sich die Bauern zusammengetan hatten, um den Käse zu verkaufen, und so aus der Abhängigkeit von Käsebaronen und deren Monopolstellung herauszukommen. Also, der Stolz auf diese Genossenschaften und das Bewusstsein dafür ist auf alle Fälle im Bregenzerwald sehr verbreitet. Da hätten Sie sicher auch viel Basis für Forschung darüber.

**Wiesinger** (Bundesanstalt für Agrarwirtschaft und Bergbauernfragen): Soweit ich mich erinnern kann hat *Axel Honneth* in seinem *Kampf um Anerkennung* (2011) sehr stark auf *Hegel* (2001) rekurriert. *Hegel* spricht sehr stark von der Bedeutung von wechselseitiger Anerkennung für die Ausbildung von Selbstachtung. Und da ist meine These: wir wissen ja, dass die Landwirtschaft bzw. der bäuerliche Bereich gerade in Vorarlberg einen sehr, sehr kleinen Umfang hat. Im Verhältnis zur Mehrheitsgesellschaft sind die Bauern und Bäuerinnen eine Randgruppe. Die Frage ist nun, ob da eine wechselseitige Anerkennung überhaupt möglich ist, wenn die eine Gruppe um so viel größer ist als die andere. Eine Randgruppe in einer Mehrheitsgesellschaft und da spricht man von einer Selbstachtung aufgrund wechselseitiger Anerkennung. Wie sehen Sie das, haben Sie dazu irgendwelche Erfahrungen gemacht bei Ihrer Studie?

**Baurenhas:** Man sagt ja öfter, es ist nicht mehr das „Bauerdorf“, sondern der „Bauer im Dorf“. Ich habe schon das Gefühl, dass der Austausch abnimmt. Es gibt tatsächlich immer weniger Interaktionen mit Bauern und Bäuerinnen. Kommt es mal zu einer Interaktion, dann ist es, weil die Bauern und Bäuerinnen Festmist ausbringen, oder Heuen, oder mit dem Traktor unterwegs sind. Und ganz oft, ist es dann ein konflikthafte Aufeinandertreffen. Schöne, positive Begegnungen hat man vielleicht noch auf der Alpe, auf der Alphütte, oder wenn man spazieren geht und man sieht die Kühe auf der Weide. Aber auch dann sind es oft keine Begegnungen mit den Bauern und den Bäuerinnen, sondern mit den Tieren oder der Landschaft – ohne direkten Rückbezug von Arbeit auf eine Leistung. Ich glaube, dass die Bauern im Bregenzerwald zwar noch keine Randgruppe sind, es aber teilweise in diese Richtung geht. Meinen Sie mit einer wechselseitigen Anerkennung zwischen den Bauern als Randgruppe mit dem Rest?

**Wiesinger:** Ja genau, eine gesellschaftliche Anerkennung, wo praktisch das Gegenüber genauso eine Wertschätzung hat, wie die Person selber. Wenn dann die „kulturelle Hegemonie“, um einen anderen Ausdruck zu verwenden, nicht mehr gegeben ist, *Peter Hancvencel* hat das sehr schön erzählt, was ist nun die Kultur der Jugendlichen oder was sind deren Leitbilder? Wenn das nicht mehr gegeben ist, dann ist man irgendwo in einer Randgruppen- oder Minderheitensituation, dann hat man im Wesentlichen vielleicht eine spezielle Kultur, aber man ist nicht mehr mehrheitsfähig. Und da ist die Frage, ob ich dadurch Selbstachtung erhalten kann, wenn ich mich als Minderheit, als kleine Randgruppe definieren kann, dann ist es eigentlich schon sehr schwierig überhaupt an der Gesamtgesellschaft teilzuhaben, wenn dann praktisch diese Wertschätzung fehlt, weil man irgendwie ignoriert wird oder das Verständnis nicht mehr da. Sie haben sehr schön von den bäuerlichen Praktiken erzählt. Auch in den Interviews kommt ja hervor, dass da die einzelnen interviewten Bauern kritisieren, dass die Wertschätzung nicht mehr da ist, weil eben diese Konsumentinnen und Konsumenten, die Städter oder sonstige Bevölkerung einfach nichts mehr über die Landwirtschaft wissen und auch die konkrete praktische Erfahrung und der Austausch fehlen. Dadurch entstehen verzerrte Bilder von der Landwirtschaft. Dann ist die Frage, ob man wirklich von einer wechselseitigen Anerkennung sprechen kann, wenn das Wissen über die Praxis nicht mehr vorhanden ist.

**Baurenhas:** Das ist ein sehr interessanter Punkt und ich glaube das stimmt auch teilweise. Die Bauern und Bäuerinnen sind quasi in ihrer eigenen Welt, der Austausch fehlt, bei der nichtbäuerlichen Bevölkerung fehlt das Wissen über die Landwirtschaft, dann haben sie verklärte bzw. gegensätzliche Bilder oder sie haben das Bild: „die Bergbauern sind da oben, die machen das super und melken ihre Kühe selbst, mähen mit der Sense.“ Oder auch dieses Bild, das in der Werbung gezeigt wird, die Schweine, die da im Gras sitzen. Und dann gibt es das andere Bild, dass die Bauern alles falsch machen, dass sie sich zu sehr mechanisieren, dass alles zu groß wird, dass sie die Förderungen nehmen, um Maschinen zu kaufen usw. Und dann gibt es all diese unterschiedlichen Bilder. Diese werden aber nie in einem Dialog geklärt, sondern das läuft alles parallel. Die Bauern sind dann eine Randgruppe. Sind aber innerhalb ihrer Gruppe doch noch so unterschiedlich, dass sie untereinander um Anerkennung kämpfen. Wie z.B. „ich bewirtschafte meinen Hof so und das ist besser“ oder „nein, ich mache das richtig, aber du bist zu groß oder zu klein.“ Untereinander sind sie eine zersplitterte Gruppe, die sich kritisiert in der Hoffnung, dass sie sich selber von Missachtung befreien, oder so ihre Anerkennung bekommen. Es läuft so parallel und unter sich kämpfen sie um Anerkennung. Einer der Bauern hat gemeint: „wir im Bregenzerwald sind eh alle so klein im Vergleich. Wir sollten eigentlich zusammenhalten und einander nicht kritisieren.“ Weil, die Kritik kommt ja bereits von anderen Seiten.

**Lampalzer:** Noch einmal zum Herrn Florian. Wird der eigentlich von den Großen anerkannt in seiner besonderen Bewirtschaftungsweise? Wie denken denn da die anderen Gruppen über den Herrn Florian?

**Baurenhas:** Nein, ganz im Gegenteil. Er ist einer, der davon erzählt, wie er von den anderen Bauern im Dorf kritisiert wird. Ihm sagt man: „du spinnst ja“ oder „das kann nicht sein, dass dein Tee da geholfen hat“,

bzw. *„das kann nicht sein, das bildest dir nur ein.“* Seine Bewirtschaftungsweise wird von den anderen Bauern direkt kritisiert.

**Lampalzer:** Und die landwirtschaftlichen Produkte, die er erzeugt, wie werden die angenommen, dass man z.B. sagt, diese Milch ist besonders gut oder das Fleisch?

**Baurenhas:** Es ist so, dass er seine Milch in die Dorfsennerei bringt. Also, er veredelt seine Produkte nicht selber. Er führt einen relativ abgelegenen Betrieb, weit ab vom Dorf, weit in der Höhe. Unter seinem Haus gibt es noch ein Haus und da sind manchmal Feriengäste. Und die holen bei ihm die Milch. Von diesen Gästen erfährt er Anerkennung und Lob, die sagen zum Beispiel: *„ich vertrage nur deine Milch, die von allen anderen, die kann ich nicht trinken, aber bei deiner geht es mir super.“* Darauf ist er stolz, aber das ist dann wirklich nur dieses eine Produkt und die Gäste sind vielleicht ein paar Wochen im Jahr da.

**Lampalzer:** Aber diese Anerkennung kriegt er von außerhalb?

**Baurenhas:** Genau, diese Anerkennung kriegt er über die Direktvermarktung dieser paar Liter Milch.

**Hancvencl:** Mich würde interessieren, wie das Bild des Berglandwirtes von sich selber ist. Ist er stolz darauf? Meine Lebenserfahrung ist, ich hatte noch mit einer Generation von Landwirten zu tun gehabt, die nur gejamert und sich gewundert haben, wenn das Bild, dass über sie gebildet wurde, so schlecht war. Aber es hat sich ja weiterentwickelt. Die Weinbauern im Burgenland sind z.B. stolz, was sie entwickelt haben. Sind diese Berglandwirte im Bregenzerwald stolz, was sie für die Umwelt leisten, dass sie noch den Betrieb der Eltern bewirtschaften und wie sind sie politisch bzw. standespolitisch tätig? Wird die Landwirtschaftskammer abgelehnt oder bilden sie ein Bewusstsein in der Kammer oder in der Gemeinde bzw. sind sie überhaupt kommunalpolitisch tätig oder ziehen sie sich zurück in Biedermeiermanier?

**Baurenhas:** Sie würden sich selber nie als Landwirte bezeichnen. Sie bezeichnen sich alle als Bauern. Es heißt auch Bauernwirtschaft und nicht Landwirtschaft im Dialekt. Aber es ist definitiv ein Stolz da. Die Bauern und Bäuerinnen, die eigene Produkte haben, sind sehr stolz auf diese Produkte. Die anderen sind vielleicht weniger auf die Produkte stolz, weil sie diese „nur“ an die Sennereien liefern, aber die betonen dann umso mehr die Landschaftspflege. Die sagen *„ohne uns wäre der Bregenzerwald nicht so schön“* oder *„schau dir die Landschaft an, das ist nur, weil es über die Jahrhunderte so bewirtschaftet wird, v.a. auf den Alpen und auf den Vorsäßen.“* Dann sagen sie: *„wir sind die Basis des Tourismus, wir sind die Basis für dieses ganze Tal. Ohne uns würde das gar nicht mehr so laufen.“* Da besteht offensichtlich ein großer Stolz, einerseits auf die Produkte und andererseits auf diese Landschaftspflege. Das gibt es sicher. Die Landwirtschaftskammer wurde eigentlich immer positiv erwähnt, *„die helfen bei der Förderung, die unterstützen uns. Da hilft man uns immer.“* Da ist durchaus dieses Bewusstsein da, dass das positiv ist. Politisch tätig sind oder waren fünf der Befragten, die wirklich irgendwo aktiv im Land sind oder Bürgermeister. Also, sie engagieren sich sehr, würde ich sagen. Es gibt natürlich manche, die sich eher zurückziehen, die dann vielleicht resignierter sind, oder die sagen *„das interessiert mich nicht. Ich möchte eigentlich nur meinen Hof, den Hof meiner Eltern weiterführen. Ich mache das aus Idealismus. Ich gehe daneben arbeiten, aber ich möchte unbedingt den Hof weiterführen.“* Es gibt also eigentlich alles, von den sehr politisch Aktiven, die etwas verändern wollen und jenen, denen es ausreicht, den Betrieb quasi im Ist-Zustand weiterzuführen.

**Schwald (Bodensee Akademie):** Eine Frage, die mich schon viele Jahre bewegt, ist die Entwicklung der Nebenerwerbslandwirtschaft. Wenn ich daran denke, dass mein Vater das ganze Leben gearbeitet hat, damit er auch die Nebenerwerbslandwirtschaft aufrechterhalten kann, natürlich nicht nur, aber auch. Das ist ja auch heute noch so, dass viele, weil sie aus Freude an der Landwirtschaft den Betrieb erhalten wollen, auch Gelder aus ihrer Erwerbsarbeit und natürlich unendlich viel Zeit und Zeit der Familie in diese Landwirtschaft hineinstecken und das jetzt nicht aus den großen Überlegungen, um damit viel Gewinn zu holen, sondern weil sie einfach eine Freude haben, das aufrechtzuerhalten. Wir hatten seit

dem Jahr 2013 eine Veranstaltungsreihe als *Bodensee Akademie* mit dem *ORF Vorarlberg* zusammen, die heißt *„Landwirtschaft verstehen“*, wo wir den Dialog für diese Zusammenhänge zwischen Landwirtschaft und Gesellschaft pflegen wollen. Wir stellen immer wieder fest, dass es hier doch eine beträchtliche Zahl von Nebenerwerbslandwirten gibt, die sagen *„ich weiß warum ich das mache.“* Aber oft kommt ihnen vor, dass in der Landwirtschaftspolitik oder überhaupt in der Gesellschaftspolitik der Stellenwert der Nebenerwerbslandwirte zu wenig gesehen wird. Sie habe oft auch den Eindruck, dass in den offiziellen Vertretungen sehr stark die Haupterwerbslandwirtschaft vertreten ist. Das ist irgendwo auch erklärbar, aber da gibt es schon auch Fragezeichen. Mich würde interessieren, ob Ihnen diese Frage da auch begegnet ist. Den Stellenwert, den ich auch in vielen Jahren gesehen habe ist, wenn es Erwerbsskombinationen wie z.B. mit *„Urlaub am Bauernhof“*, dann tut sich eine Nebenerwerbslandwirtschaft viel leichter, das aufrechtzuerhalten. Gerade diese *„Urlaub am Bauernhof-Betriebe“* sind auch exzellente Botschafter einer *„bäuerlichen Welt“*, die doch sehr oft noch in einem starken Einklang mit der Natur ist. Das gibt es natürlich im Bregenzerwald auch, das gibt es auch in anderen Bundesländern. Meine Frage geht weit über diese Arbeit hinaus. Wie gelingt es, diese Wertschätzung für die Nebenerwerbslandwirte zu stärken und diese bewusst auch einmal in das Zentrum der politischen Aufmerksamkeit zu richten?

**Seiser** (Universität Wien, Institut für Kultur- und Sozialanthropologie): Ich bin sehr oft mit dem Phänomen konfrontiert gewesen und bin es immer noch, dass Bauern und Bäuerinnen sagen *„ich bin zufrieden mit dem, was ich habe. Ich will nicht expandieren. Ich habe überhaupt nicht die Notwendigkeit oder das Bedürfnis, mich da in diese Spirale der permanenten Investition hineinziehen zu lassen.“* Wir hatten letzten Sommer Mitte in der Pandemie 2021 ein Feldpraktikum in Altenmarkt im Pongau. Hier war sehr erstaunlich, dass einige Betriebe, die gleichzeitig touristische Angebote, d.h. Zimmervermietung usw. haben, gesagt haben *„wir bauen jetzt zurück. Wir sind darauf gekommen, dass wir gar nicht so viel Geld benötigen. Es sind eigentlich Werte wie ein Familienleben oder Weihnachten ohne Touristen, die so etwas Tolles sind. Es muss nicht immer sein, dass man sich total ausverkauft.“* Wir haben erwartet, dass unglaublich stark gejammt wird und hatten dann eigentlich gar nicht den Eindruck. Ist bei Ihnen dieses Phänomen auch zum Tragen gekommen?

**Baurenhas:** Die zunehmende Entwicklung der Nebenerwerbslandwirtschaft ist meinem Gefühl nach teilweise gar nicht so neu. Die Landwirtschaft wurde schon immer auch mit anderen Tätigkeiten, auch außerlandwirtschaftlichen Tätigkeiten, kombiniert. Dass der Stellenwert der Nebenerwerbslandwirtschaft oft nicht gesehen wird, dem gebe ich Recht. Auch jetzt, wo ich wieder in Vorarlberg bin, habe ich oft das Gefühl, dass immer wieder gefragt wird *„wie können wir das verhindern, dass Landwirtschaft im Nebenerwerb geführt wird?“* Die Nebenerwerbslandwirtschaft gilt quasi als erste Stufe zur Aufgabe des Betriebs. Aber das ist ja nicht unbedingt so. *Jan Douwe Van der Ploeg*, der zu *Peasantries* forscht, sagt zum Beispiel, dass das nicht so ist und meint, dass der Nebenerwerb auch den Betrieb erhält. Der Nebenerwerb muss nicht unbedingt zu einer Aufgabe führen. Die Nebenerwerbslandwirtschaft hat vielleicht deswegen einen niedrigeren Stellenwert, weil die Anerkennung doch noch oft über die Produkte erfolgt. Die Landwirtschaften, die direkt vermarkten, sind dann auch eher Vollerwerbsbetriebe. Die Frage, wie es gelingt, diese Wertschätzung für die Nebenerwerbsbetriebe zu stärken, kann ich jetzt nicht beantworten. Es ist wahrscheinlich schon so, dass eine Nebenerwerbstätigkeit, die am Hof ist, wie z.B. *„Urlaub am Bauernhof“* einfacher zu kombinieren wäre. Da kann man sich natürlich alternative Möglichkeiten überlegen, welche Tätigkeiten man neben *„Urlaub am Bauernhof“* noch am Hof anbieten könnte. Aussagen wie *„ich bin zufrieden, ich möchte nicht investieren“* kamen auch ganz oft in den Interviews, v.a. von den kleineren Landwirtschaften, die gesagt haben *„wenn ich jetzt investiere, dann brauche ich einen Kredit, dann mache ich Schulden und dann muss ich arbeiten gehen. Es ist eigentlich klüger, jetzt nicht zu investieren und das quasi so zu erhalten.“* Ein anderer Bauer hatte z.B. Hochleistungsvieh. Die Kühe wurden durch die Zucht aber immer größer und dann stand er vor der Entscheidung *„was mache ich jetzt mit*

*meinem Stall? Mein Stall ist zu klein für diese Kühe, die Stände sind zu kurz. Wenn ich jetzt investiere, dann mache ich auch Schulden.*“ Das wollte er eigentlich nicht. Dann hatte er sich dafür entschieden, einfach anderes Vieh zu halten, das kleiner ist. Jetzt hat er anderes Vieh und musste den Stall nicht umbauen. Auf diese Idee war er dann auch stolz. Er wollte auch nicht in diese Spirale gezogen werden. Aber wie Sie gesagt haben „*man baut zurück*“, das kam bei mir jetzt nicht vor. Aber ich war auch ganz am Anfang von der Pandemie. Da kam dann natürlich schon die Frage nach der Milchleistung. Da musste dann Milch wegeschüttet werden, die Touristen blieben aus. Hätte ich noch Erhebungen angehängt, wären vielleicht noch andere Themen angesprochen worden als vor der Pandemie bzw. als diese sich erst abgezeichnet hat.



Der zweite Sitzungsvortrag von *Petra Hagen Hodgson* trägt den Titel „*Auf der Suche nach tragenden Beziehungen zwischen Stadt und Land sowie Haus und Garten aus Schweizer Perspektive*“. *Hagen Hodgson* ist in Italien aufgewachsen. Sie studierte deutsche Literatur und Kunstgeschichte in Zürich, lehrte Geschichte der Architektur an der *University of Hong Kong*, war von London und Königstein aus Auslandskorrespondentin der Schweizer Architekturzeitschrift *Werk, Bauen + Wohnen*, Beraterin der *Akademie der Architektenkammer Hessen* in Wiesbaden und arbeitete für ein Frankfurter Architekturbüro. Seit 17 Jahren ist sie Dozentin am *Institut für Umwelt und Natürliche Ressourcen der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW)* und leitet die *Forschungsgruppe Grün und Gesundheit*. Sie befasst sich v.a. mit sozial-räumlichen Aspekten von urbanen Freiräumen, insbesondere Wohnaußenräumen für mehr Lebensqualität und Wohlbefinden. Sie leitet partizipative Projekte zur Stärkung von Nachbarschaft in marginalisierten Quartieren und zu einer besseren Integration insbesondere einer älteren Bewohnerschaft. Sie forscht auch zu neuen Beziehungen zwischen Stadt und Land.

Als Kunsthistorikerin nähert sich *Hagen Hodgson* dem Thema tragender Stadt-Land-Beziehungen in einer vorwiegend hermeneutischen Herangehensweise im Sinne *Udo Marquards* (2003) Aussage „*Zukunft braucht Herkunft*“. Es geht ihr um das Verstehen von Phänomenen und um das Zusammendenken von Dingen für einen lebensdienlichen und lebenspraktischen Wandel.

## I) Einführung

Ich möchte meinen Vortrag mit einem Bild aus Nepal beginnen, welches sehr anschaulich aufzeigt, um was es mir geht, wenn ich über tragende Beziehungen zwischen Stadt und Land, Haus und Garten nachdenke. Wir sehen auf dem Bild ein von Menschenhand errichtetes Wohnhaus, ein einfaches, rundes Einraum-Haus mit Feuerstelle inmitten sorgsam gepflegter Äcker und Felder, von denen sich die Menschen, die in dem Haus wohnen, ernähren. Solche Bilder finden sich auf der ganzen Welt. Sie lassen die ganz grundlegenden Tätigkeiten von uns Menschen sichtbar werden. So verwundert nicht, wenn die Etymologie des Wortes „kultivieren“, das vom lateinischen *colere* abstammt, aufdeckt, dass diese elementaren Dinge auch in der gemeinsamen Herkunft des Wortes verankert sind. Denn *colere* bedeutet, den Boden in einer bestimmten Weise bebauen, gestalten und pflegen. *Colere* bedeutet auch den Acker bestellen, wohnen, bewohnen, bauen und auch verehren. Zu dem Wortstamm gehört weiterhin *excolere* (ausbilden und verfeinern), sowie *incolere* (siedeln und wohnen).



Bild 1: Bild aus Nepal, in der Nähe von Pokera 1989



© Hagen Hodgson 1989

Auch das Wort *cultura*, unsere menschliche Kultur, leitet sich aus demselben Wortstamm ab. Kultur umfasst im weitesten Sinne alle jene Dinge, die wir Menschen uns erschaffen haben und zwar mit dem, was uns die Natur dazu zur Verfügung stellt. Zu diesen Aspekten der von uns Menschen geschaffenen «*cultura*» gehört untrennbar die Tatsache, dass wir Menschen allem voran zutiefst soziale Wesen sind. Wir sind lebenslang eingebunden in ein Geflecht von sozialen Beziehungen und in unserer grundsätzlichen Lebensgestaltung sind wir unweigerlich aufeinander angewiesen. Nicht umsonst bezeichnete bereits *Aristoteles* (1981) den Menschen als «*Zoon politicon*», einer Aussage, die von der modernen Anthropologie mehr als bestätigt wurde.

Architekten, deren Profession nun ja das Bauen ist, berufen sich gerne auf *Martin Heideggers* (1952) bekannten, am 5. August 1951 im Rahmen des "*Darmstädter Gesprächs – Mensch und Raum*" gehaltenen Vortrag mit dem Titel "Bauen Wohnen Denken", weil der Philosoph darin solche grundlegenden Zusammenhänge festhält und erläutert, was das spezifische „Auf-der-Erde-Sein“ von uns Menschen sei. Fragt man danach, was die zentralen Momente unseres Lebens sind, geht es nun ja vor allem darum, dass wir ein Dach über dem Kopf haben, das uns schützt, es geht darum, dass wir unter diesem schützenden Dach gemeinsam um den Tisch sitzen können und die uns von der Natur offerierten Nahrungsmittel, die wir gehegt und gepflegt haben, in Frieden zusammen verzehren können und es gehört die Feuerstelle im Haus dazu, die wir uns zum Wärmen und Kochen erfunden haben. Hinzuzufügen ist das gemeinsame Beisammensein, das miteinander Feiern, wie es im Übrigen wiederum die Etymologie des Wortes *colere* preisgibt, zu dem auch die *cultura* gehört und dazu auch der *Kult*. All diese elementaren Zusammenhänge finden sich in diesem, aus dem nepaleser Alltag gegriffenen Bild verkörpert.

Im Laufe unserer Geschichte haben wir Bedeutsames erschaffen und gestaltet. Viele Dinge haben zu großen Erleichterungen und Bereicherungen unseres Lebens geführt. Neben Errungenschaften in der Landwirtschaft spielte die allmähliche Entwicklung von Städten eine wichtige Rolle. Über die Jahrhunderte hat sich zwar das Verhältnis von Stadt und Land durchaus gewandelt, doch blieben beide Bereiche eng miteinander verflochten. Erst mit der Industrialisierung und jener Phase in der europäisch-westlichen Geschichte der letzten rund 200 Jahre, die wir „Moderne“ nennen, hat ein Paradigmenwechsel stattgefunden und hat sich Wesentliches im Leben von uns Menschen verändert. Vor allem haben sich die beiden Lebenswelten des bäuerlichen Lebens sowie des Wohnens und Arbeitens in der Stadt weitgehend voneinander entfernt und entfremdet.

Wenn ich im Folgenden neue Ansätze tragender Beziehungen zwischen Stadt und Land aus der

Schweizer Perspektive zu skizzieren versuche, betrachte ich insbesondere funktional-räumliche, psychosoziale und auch ästhetische Aspekte. Mich interessieren letztendlich Qualitäten zwischenmenschlicher Beziehungen, das Gemeinwohl und die Verantwortung von uns Menschen – auch für eine gesunde Landwirtschaft. Zum Abschluss meiner Betrachtungen möchte ich ein Beispiel aus unserer Forschung heranziehen, an dem wir gerade an diesen Themen arbeiten und zwar im *Quartier Hohrainli* in Kloten. Dieses Forschungsprojekt ist ein Modellvorhaben des Bundes. Die Stadt Kloten und eine private Anlagestiftung arbeiten hier mit uns zusammen.

Um den Ansatz in meiner Forschung zumindest ansatzweise ein wenig einzuordnen und zu charakterisieren, möchte ich drei für mich wesentliche Autoren nennen, auf die ich mich beziehe und zwar auf *Charles Taylor (2018)*, der aus anthropologisch-philosophischer Sicht „Das Unbehagen an der Moderne“ benannte, von einem fehlgeleiteten Menschenbild spricht und sich für Gemeinsinn und Solidarität einsetzt. Als zweite Referenz gilt für mich *Hartmut Rosa (2013)*, der aus soziologischer Perspektive die „Beschleunigung und Entfremdung“ unserer modernen Welt und die entgrenzte Verfügbarmachung der Dinge untersucht hat. Er hat daraus seine *Theorie der Resonanz (2019)* entwickelt, mit der er den Versuch einer Soziologie des guten Lebens unternimmt und eine neue, gelingende Weltbeziehung entwirft. Zugleich ist für mich *Michael Tomasello (2010)* „Warum wir kooperieren“ in diesem Zusammenhang wichtig, der das, was schon *Aristoteles* beschäftigt hat, mit seiner Forschung weitergehend empirisch erforscht hat. Hinzuzufügen wären kritische Auseinandersetzungen mit unserem heutigen, einflussreichen, neoliberalen Wirtschaftssystem wie etwa jene eines *Michael Sandels (2012, 2020)*. Wenn wir diese Theorien im Konkreten auf die Schweizer Situation mit der Fragestellung einer neuen Beziehung zwischen Stadt und Land verankern wollen, lässt sich hier der zeitgenössische Diskurs um urbane Landwirtschaft und urbanes Gärtnern sowie insbesondere der Ansatz der solidarischen Landwirtschaft, den *Bettina Dyttrich (2015)* in ihrem Buch „*Gemeinsam auf dem Acker. Solidarische Landwirtschaft in der Schweiz*“ auch in seiner geschichtlichen Herleitung für die Schweiz festgehalten hat, einreihen.

## II) Historische Stadt-Land-Beziehungen

Neben dem nepaleser Bild verweise ich gern auf die Darstellung des irdischen Paradieses bzw. einer guten Regierung aus dem Freskenzyklus von *Ambrogio Lorenzetti*, den er für das Rathaus in *Siena* im *Saal des Friedens* gemalt hat. Der berühmte Freskenzyklus entstand in einer Zeit, als *Siena* eine unabhängige Stadt mit einer eigenen Verfassung war und als dort bereits Machtteilung und Ämterrotation praktiziert wurden. Die Darstellung zeigt einen friedfertig regierenden König, der für das Wohle aller sorgt und welcher der Mäßigung, Gerechtigkeit und Freigebigkeit verpflichtet ist. Sie zeigt zugleich die Auswirkungen einer solchen guten Regierung auf die Lebenswelt des Städters und auf die bäuerliche Lebenswelt. Für unseren Zusammenhang bezeichnend ist, dass *Lorenzetti* gerade die jahrhundertealten Wechselbeziehungen zwischen Stadt und Land für seine Veranschaulichung wählte. In der Mitte des Bildes sehen wir eine wehrhafte, trennende Stadtmauer. Auf der linken Seite haben wir die dichte Stadt. Da wird Handel getrieben, da werden Feste gefeiert, da wird miteinander getanzt, da wird gewohnt. Auf der rechten Seite sehen wir eine prosperierende Landwirtschaft. Wir sehen kleinteilige, fruchtbare Felder, Bauernhöfe, ein kleines Dorf, Burgen und ein sehr geschäftiges Miteinander. Interessant für unsere Betrachtung ist die auf den Menschen zugeschnittene lebenspraktische Kleinteiligkeit und Vielfalt der Dinge, einerseits verkörpert in der Maßstäblichkeit der Bauwerke und andererseits in den kleinteiligen Parzellen der Felder.

Bild 2 Ambrogio Lorenzetti: Freskenszyklus (1337-1339), Saal des Friedens, Palazzo Publico, Siena



© Wikipedia

Die trennende Stadtmauer, die prominent in der Bildmitte platziert ist, erweist sich - unter guter Regierung – als höchst durchlässig und betont damit die Wechselbeziehung, das Verbindende. Keine der beiden Bereiche, weder die hochverdichtete Stadt noch das offene Land dominiert den anderen. Durch das Nadelöhr des großen Stadttors zieht sich das Band der geschäftig miteinander in Beziehung stehenden Menschen. Dieses Menschenband zieht sich von rechts bis links über das Bild und erhält damit allein schon bildgestalterisch Bedeutung. Auf dem Land hergestellte Nahrungsmittel werden durch das Tor in die Stadt getragen, die dort gehandelt und verzehrt werden. Den Gedanken dieser räumlichen, sozialen und funktionalen Beziehung möchte ich im Folgenden weiterspinnen.

Unser europäisches Bild der Stadt ist nach wie vor das Bild einer hochkonzentrierten, hochverdichteten Stadt, *scharf getrennt* vom umliegenden, landwirtschaftlich genutzten Land, auch wenn wir es längst mit Stadtlandschaften und verstädterten Dörfern zu tun haben. Zahllose historische Ansichten vermitteln uns dieses tradierte Bild wie etwa die Ansicht von *Nürnberg* aus der *Schedel'schen Weltchronik* (1493).

Bild 3 Reichsstadt Nürnberg 1493. Holzschnitt aus der Schedel'schen Weltchronik

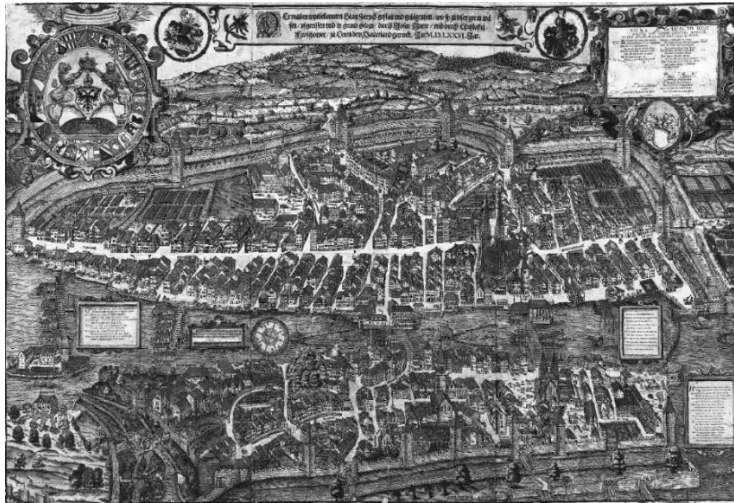


© Schedel'sche Weltchronik, Blatt 99v/100r, 1493

Doch die folgende Abbildung, die Zürich im Jahr 1576 wiedergibt, zeigt auch ein etwas anderes Bild. Hier sehen wir das, was die Ackerbürger-Forschung inzwischen hinlänglich aufgezeigt hat, nämlich, dass die alte Stadt keinesfalls immer nur dicht und kompakt war, sondern dass es durchaus auch innerhalb der Mauern (*intra muros*) landwirtschaftlich genutzte Bereiche gab. Damit muss die binäre Sichtweise von Stadt versus Land zugunsten der Anerkennung gegenseitiger Verflechtungen revidiert werden. Wenn wir den Stadtprospekt von Zürich genauer anschauen erkennen wir auf der Südseite des Flusses einen kleinen Bereich mit ein paar Bäumen, umringt von einem dichten Häusergewirr. Hier befand sich das

*Römische Fort*, strategisch günstig am Fluss gelegen, der ursprüngliche Kern Zürichs. Auf der rechten Seite des Bildes beginnt der Zürichsee, der damals Bedeutung als Transportweg oder für den Fischfang hatte, ansonsten eher militärische Gefahr bedeutete. Das Gefängnis steht in Form eines Turmes mitten im Wasser. Ebenso im Wasser steht das Rathaus der erstarkenden, Handel treibenden Bürger, die sich nicht mehr von der Kirche und ihren Ländereien dominieren lassen wollten. Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein war der Fluss Wirtschaftsraum. Schon die Römer konnten ihn gut von ihrem Fort auf der Anhöhe kontrollieren. Die lange gerade Straße in der Mitte des Bildes führt durch das sogenannte Niederdorf, sozusagen der ersten Stadterweiterung. Dahinter befindet sich der sogenannte *Hirschengraben* mit der mächtigen Stadtmauer. Innerhalb dieser Mauern lassen sich unschwer diverse landwirtschaftliche Nutzungen erkennen.

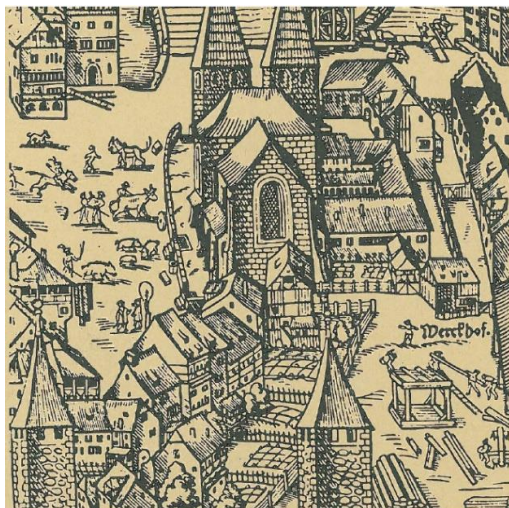
Bild 4 Zürich: Jos Murer Stadtprospekt 1576



© Mathieu Verlag Zürich, 1997

Aus diesem Plan zeige ich als nächstes einen vergrößerten Bildausschnitt (rechts unten auf dem Murer-Plan) rund um das Fraumünster herum. Selbst mitten in der Stadt finden sich ländliche Tätigkeiten: Da wird eine Kuh getrieben, da gibt es Schweine, vorne gibt es Gärten und es wird fleißig Handwerk betrieben.

Bild 5 Ausschnitt aus Murers Stadtprospekt 1576: agrarische Nutzung



© Ausschnitt aus: Hauser 1976, S 42.

Tatsächlich ist die Ackerbürgerforschung (Fink, 1997; Jäschke & Schrenk 2002) für die Suche nach einer sinnvollen, lebensdienlichen Stadtentwicklung sehr interessant.

Sie hat nebst der Analyse alter Stiche von Städten u.a. über steuerliche Nachweise, Gerichtsurkunden oder Grenzabstandsstreitereien nachgewiesen, dass es damals in den Städten durchaus agrarisch genutzte Areale gegeben hat. Über Gärten wissen wir relativ wenig. Sie sind sehr vergänglich und offenbar gab es relativ wenig Streit bezüglich der (Nutz- und Zier-)Gärten. Mehr wissen wir über Wertsteigerungen des Bodens, wenn es zu einer Umwandlung von agrarisch genutztem Land zu Bauland gegeben hat. Oder es wurde über den Grenzabstand von Baumpflanzungen oder über einen ungepflegten Misthaufen auf der Hauptstraße und dergleichen gestritten. Solche Auseinandersetzungen waren in den Bau-Akten festgehalten.

Tabelle 1 Agrarisch genutzt Areale (intra muros) verschiedener spätmittelalterlicher Städte

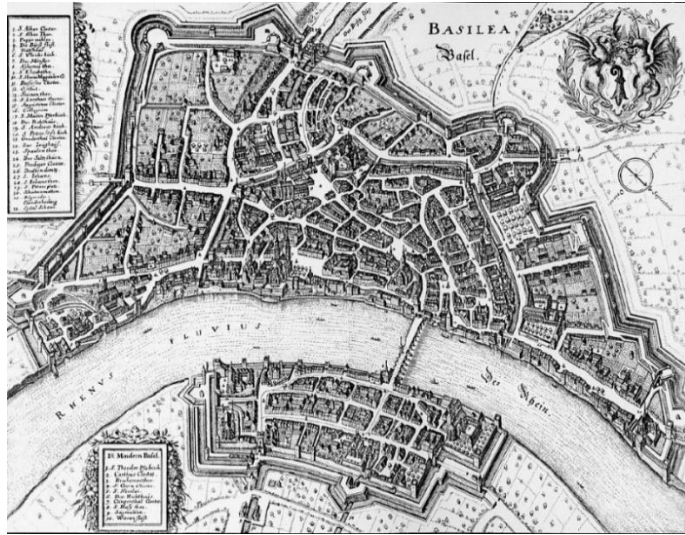
Stadt	Jahr	intra muros						
		ha Fläche	Steuer- pflichtige	Häuser	Ställe	Scheunen	Gärten	Steinwege
ANDERNACH	1656	18	406	289 <sup>1</sup>	30	33	62	
BONN	1667	44	466	518	98	28	160	59
NEUSS	1672	30	536	460	?	?	?	
AHRWEILER	1660	18	245	258	186	84	107	
Kempen	1659	20	390	364	73	193	91 <sup>2</sup>	150
Linz	1659	16	273	281 <sup>3</sup>	13	55	38	4
Zülpich	1602	23	204	205	22	31	77	
Rheinbach	1664	11	167	151	44 <sup>4</sup>	61 <sup>4</sup>	?	
Meckenheim	1662	10	97	106	?	?	8	
Remagen	1670	6,5	174	146 <sup>5</sup>	70 <sup>6</sup>	74 <sup>6</sup>	?	

<sup>1</sup> + 31 Bauplätze  
<sup>2</sup> + 170 Bleichen + 253 Mistplätze  
<sup>3</sup> + 12 Bauplätze  
<sup>4</sup> 1686 abgebrannt  
<sup>5</sup> + 18 Bauplätze  
<sup>6</sup> 1630 abgebrannt

Statistik aus: Fink (1997), S. 16

Es folgt im nächsten Bild ein Merian-Stich von Basel. Im unteren Bereich sehen wir die barocken Stadtanlagen. Im oberen Bereich des Bildes ist die mittelalterliche Stadtanlage mit der Stadtmauer erkennbar. Zwischen der mittelalterlichen und der barocken Stadtmauer (Außenmauer) befanden sich wegen der veränderten Kriegsführung unbebaute Flächen. Sie dienten als Pufferzonen, um von Kanonenkugeln ausgelöste Feuersbrünste in der Stadt zu verhindern. Feuersbrünste waren bekanntlich eines der größten Gefahren in der dichten, kompakten mittelalterlichen Stadt. Auf diesen offenen Flächen gab es eine rege Landwirtschaft.

Bild 6 Basel um 1615



© Staatsarchiv Basel-Stadt

Heute würde man dazu urbane Landwirtschaft sagen. Ein kleiner Bereich des Bildes oberhalb des Flusses soll wiederum etwas näher betrachtet werden. Wenn wir uns diese Freiräume genauer anschauen, erkennen wir hier eine besonders schöne Darstellung der Kombination von reiner Produktion (mit entsprechend geradlinig-funktional geformten Beeten) und Ästhetik mit besonders gestalteten Beeten. Dort zog der Stadtarzt, Rektor der Universität Basel und leidenschaftliche Botaniker Felix Platter Ende des 16. Jahrhunderts nicht nur exotische Pflanzen zur Zierde, sondern durchaus auch zum Verzehr und zwar Feigen, Zitronen und Orangen – teils in mobilen Treibhäusern. Er unterhielt auch einen ertragreichen Verkauf von Limonen- und Pomeranzenbäumen, wie uns etwa *Albert Hauser (1976)* berichtet.

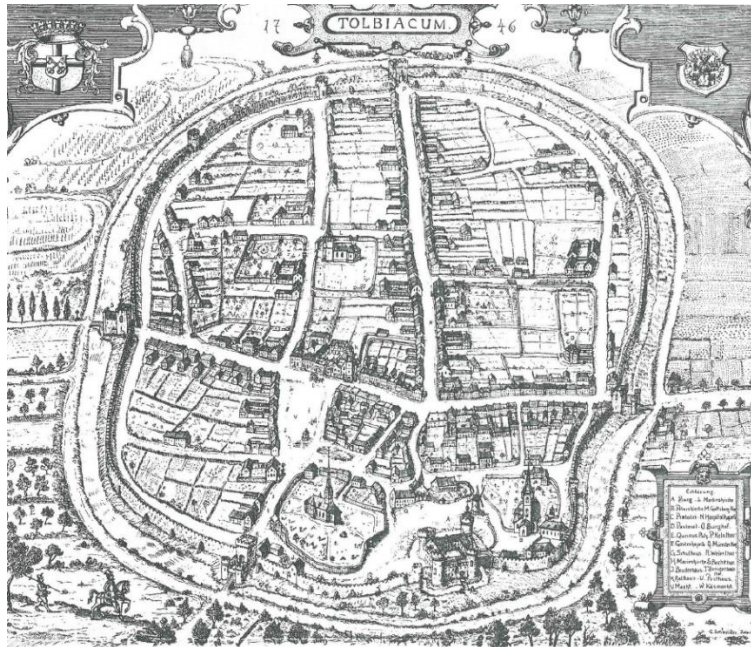
Bild 7 Basel: Bildausschnitt. Merian-Stich von 1615



© Ausschnitt: Hauser (1976)

Bei der Ansicht von Zülpich ergibt sich ein noch weitaus ländlicher geprägtes Bild innerhalb der Stadtmauern. Die Häuser stehen parallel direkt an der langen Hauptstraße, auf ihrer Rückseite schließen die Felder an.

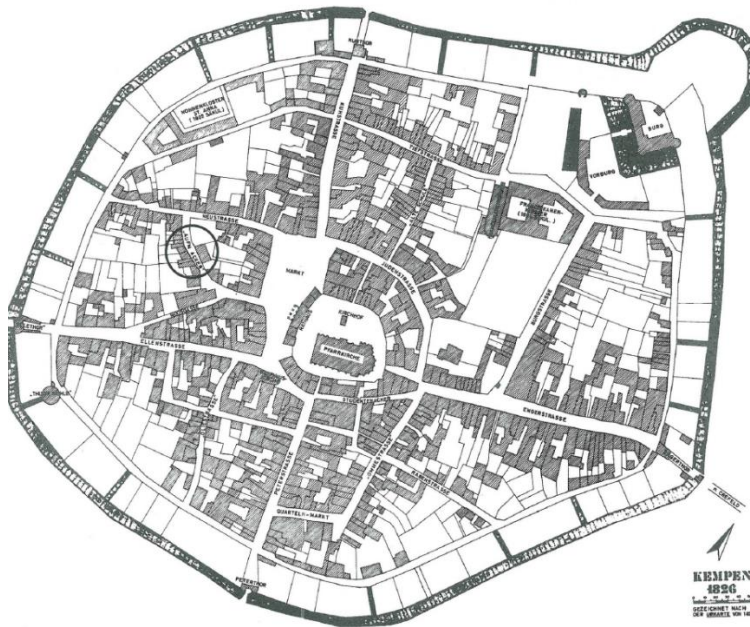
Bild 8 Zülpich: Nachzeichnung eines Vogelschauplans 1746



© Jäschke & Schrenk 2002, Abb. 7 S. 167

Denken wir an die Straßennamen, finden sich auch hier Hinweise auf eine ländliche Nutzung. Beispielsweise ist auf der Urkarte (eingekreister Bereich) von Kempen eine Straße zu sehen, die auch heute noch „Auf dem Acker“ heißt.

Bild 9 Kempen: Umzeichnung der Urkarte von 1816: Straßennamen (runder Kreis) „Aufm Acker“



© Jäschke & Schrenk 2002, Abb. 6 S. 163

In der Regel handelte es sich bei dieser städtischen Landwirtschaft um Nebenerwerb, nicht um Haupterwerb. Auch dieses heute immer noch praktizierte Konzept ist also schon sehr alt und nicht erst

eine Neuerung möglichst mit englischem Namen.

Als Beispiel für eine exemplarische ländliche Siedlung jenseits der Stadtmauer (ante portas) habe ich das Dorf Wädenswil gewählt, weil hier heute unsere Hochschule, die ZHAW, bzw. eines der Departemente der ZHAW, steht. Seit 1974 ist Wädenswil nicht mehr Dorf, sondern Stadt, die dritte Stadt am Zürichsee. 2015 gab es hier immer noch 72 Bauernbetriebe (heute nur marginal weniger), wovon 51 hauptberuflich arbeiten. Der Mehrzahl der Bewohner und Bewohnerinnen von Wädenswil ist dies gar nicht bewusst.

Bild 10 Wädenswil 1769



© Furrer 1987: Druck, Baumann zum Florhof AG, Wädenswil

In und um Dörfer wie Wädenswil gab es seit jeher nicht nur Landwirtschaft und schöne Bauerngärten, sondern auch alle möglichen handwerklichen Betriebe wie etwa einen Schmied, einen Sattler oder einen Schreiner. In Wädenswil formierte sich bereits sehr früh eine Lesegesellschaft und eine ertragreiche Heimtextilindustrie. Man sieht das Prosperieren dieses Ortes auch an seiner stattlichen Kirche, 1765-67 erbaut von dem bekannten Baumeister Johann Ulrich Grubenmann. Die Zufahrt zum Dorf war Jahrhundertlang vor allem über das Wasser. Noch fehlt die moderne Mobilität – die Eisenbahn und die Uferstraße für den motorisierten Verkehr. Für ihren Bau fanden später Aufschüttungen entlang des Sees statt. Aber dies nur nebenbei.

Auf den beiden folgenden Bildern umspült einerseits die Stadt die Landwirtschaft in der Agglomeration (Wädenswil) und andererseits trifft die Landwirtschaft direkt auf die alte, gewachsene Stadt (Zürich), die mit der Zeit einiger Erneuerungsphasen durchlaufen hat.



Bild 11 Wädenswil: Stadt umspült Landwirtschaft – Stadtrand Zürich: Stadt trifft auf Landwirtschaft



© Hagen Hodgson 2014



© Hagen Hodgson 2019

Tatsächlich ist die Kleinräumigkeit, die wir hier sehen, ein spezifisch schweizerisches Phänomen des Kleinstaates Schweiz.

### III) Paradigmenwechsel durch Industrialisierung

Kommen wir zur Moderne und der Vorstellung der modernen Stadt. Im Gegensatz zur kleinteiligen, hoch verdichteten, durch Mischnutzungen geprägten alten europäischen Stadt ist die moderne Stadt vorab eine *funktional zonierte, rationelle, auf wissenschaftlicher Grundlage und technischer Machbarkeit geplante Stadt*. Abgesehen von technischen Erfindungen im Bauwesen waren insbesondere drei Männer aus den USA für die Entwicklung der modernen Stadt wichtig: *Henry Ford*, der 1892 das erste Automobil produzierte und 1903 die *Ford Motor Company* gründete. Seitdem haben wir die industrialisierte Herstellung des Automobils, die ab den 1950er Jahren den Volkswagen zur Massenware machte und unsere Städte zunehmend verkehrsgerecht veröden ließ. Und Ford entdeckte den Arbeiter als *Konsumenten*. Der zweite Mann war *Frederick Taylor*, der das wissenschaftlich geführte Management einführte und damit den modernen Effizienzgedanken. Hinzu kamen die Vorstellungen des modernen Kapitalismus mit dem Wachstumsgedanken. Insbesondere diese Aspekte trugen zu immer rascheren, auch sozialen Beschleunigungen (*Rosa, 2013*) unseres Lebens bei. Letztendlich gehen Rationalisierung, Massenanfertigung, Typisierung, Serienproduktion und Standardisierung auf die beiden oben zitierten Männer zurück. Mit der späteren *Just-in-Time* Produktionsweise hat sich dies zwar etwas verändert. Aber diese Entwicklungen haben unsere heutige Stadt maßgeblich mitbestimmt. Als dritten Mann möchte ich *Edward Bernays* hinzufügen, der Neffe von *Sigmund Freud*. Er hat uns das Konzept der *Public Relations* gebracht, das er zunächst noch Propaganda nannte, doch geschickt in Public Relations umtaufte, da er schon bald die negative Schlagseite des Begriffs Propaganda erkannte.

*Fordismus* und *Taylorismus* als Begleiterscheinungen der Industrialisierung waren maßgeblich an der Entwicklung der modernen Vorstellung beteiligt, dass alles planbar, wissenschaftlich erfassbar und vorhersagbar ist. Konkret manifestierte sich diese Vorstellung im Städtebau u.a. im modernen *Zeilenbau*. Dieser sollte die hygienischen Missstände in den rasch anwachsenden Großstädten, in denen Krankheiten wie Typhus und Cholera Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts wüteten, beheben. Mit neusten technischen Errungenschaften und mit den Leitideen „Licht, Luft und Sonne“ – wissenschaftlich berechnet – sollte ein gesundes Leben möglich werden. Die räumliche *Trennung der Funktionen* (Arbeit, Verkehr, Wohnen und Freizeit) galt als optimale Lösung einer auf wissenschaftlichen Grundlagen und technischen Mitteln basierenden modernen, rationalen Stadtplanung.

Mit der Industrialisierung und der dazugehörigen Fabrikarbeit vollzog sich nicht nur die räumliche Trennung von Arbeiten und Wohnen, sondern letztendlich auch die Trennung und Entfremdung des

Menschen von der Nahrungsmittelproduktion. Der Arbeiter verdiente seinen Lebensunterhalt nicht mehr auf dem Feld, sondern in der Fabrik. Mittags aß er nicht mehr zu Hause, sondern in der Kantine. Zugleich wurden die Lebensmittel selbst zunehmend industrialisiert hergestellt, die Landwirtschaft industrialisiert. Mit seiner Untersuchung unter dem Titel *Mechanization takes command* hat der Schweizer Kunsthistoriker *Sigfried Giedion* (2014, *erstmalig* 1948) diese Entwicklungen aus stadträumlicher, architektonischer und design-technischer Sicht anschaulich mit viel Bildmaterial beschrieben.

Bild 12 Speisesaal in einer Fabrik, moderne Haushaltung



© Siemens AG

Mit dem Einbruch der Eisenbahn und später dem Automobil in die Stadt kam es zu einem klaren Maßstabssprung in der Stadtentwicklung. Es wachsen seither aber nicht nur die Städte enorm an. Zugleich brechen die funktional-räumlichen und damit auch die sozial-räumlichen Beziehungen auseinander und verschärfen zusehends den Graben zwischen Stadt und Land. Weiterhin ist längst einst agrarisch und gemeinschaftlich genutztes Land, wie die auf dem Bild gezeigte ehemalige Allmende Adlikon, im Zuge neoliberalen, globalen Denkens zu einer verwertbaren Ware, zu lukrativem Bauland geworden, während hochindustrialisiert hergestellte landwirtschaftliche Produkte inzwischen aus der ganzen Welt kommen.

Bild 13 Schweizer Allmende als Bauland



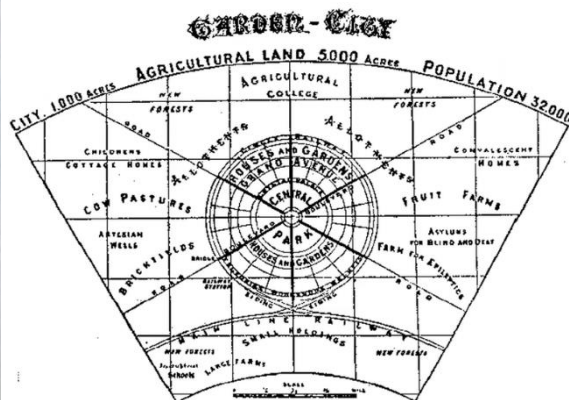
© Hagen Hodgson 2018

In diesem hier sehr grob skizzierten Kontext wurden doch schon sehr früh bedeutsame Überlegungen und Konzepte entwickelt, die für neue, gemeinschaftlich und solidarisch orientierte Ansätze tragender

Beziehungen zwischen Stadt und Land dienlich sein könnten. Ich greife ein paar wenige heraus.

Allem voran ist hier das einflussreiche Konzept der Gartenstadt zu nennen, das von *Ebenezer Howard* mit seinem Buch *To-morrow. A Peaceful Path to Real Reform* (2010, erstm. 1898) ins Leben gerufen wurde. Howard war nicht etwa Stadtplaner oder Architekt, sondern ein Gerichtsschreiber mit sozialem Gewissen und ethischen Werten im East End von London, der sich vor dem Hintergrund der kooperativen Bewegung (cooperative movement) in England umfassende Gedanken zu einer gesunden Stadt für alle machte (einschließlich höchst konkreten wirtschaftlichen Überlegungen). Ihn bewegten die Nöte der unterbezahlten, schlecht ernährten Ost-Londoner Arbeiter, die zusammengepfercht in sehr ungesunden Wohnverhältnissen hausten. Der Wunsch nach einer *gesunden Stadt* und einer gesunden, gemeinschaftlich orientierten Lebensform jenseits den Exzessen des ungezügelter Kapitalismus war auch ein Kernanliegen der *Lebensreformbewegung*. In diesem gesellschaftlichen Kontext wurde der Aufbau der ersten Gartenstadt *Letchworth Garden City* zwar nicht genossenschaftlich (wie ursprünglich geplant), aber als Aktiengesellschaft in Angriff genommen (*Hagen Hodgson, 1992*). Mit dem hier abgebildeten Plakat wurde für diese Stadt geworben.

Bild 14 *Letchworth The First Garden City: Werbeplakat, Fotos aus den 1990er Jahren, Schema aus To-morrow. A Peaceful Path to Real Reform.*



© Letchworth Garten City; Attic Books, Hagen Hodgson 1992 (Fotos rechts außen)

Bei genauerem Hinsehen und aus der Perspektive des modernen Green Care und Care Farming-Gedankens findet sich Erstaunliches auf diesem Schema der Gartenstadt. (*Hagen Hodgson, 2018*) Entsprechend seiner Idee einer harmonischen, autarken, sozial ausgerichteten Idealgemeinschaft sah Howard im Grüngürtel rund um die auf 32 000 Einwohner:innen begrenzte Stadt ausgedehnte Forst- und Landwirtschaft vor, mit Acker-, Obst und Gemüsebau sowie Weidewirtschaft in unterschiedlich großen Betrieben. Neben der Versorgung mit frischen, gesunden Nahrungsmitteln, die wesentlicher Bestandteil von Howards ökonomischen Konzept ausmacht, waren damit zugleich auch direkte, kurze Wege und direkte Beziehungen zwischen Verbraucher und Konsument vorgezeichnet – wie sie heute insbesondere von der solidarischen Landwirtschaft vertreten werden. Weiterhin legte er nebst landwirtschaftlicher Schule diverse soziale Einrichtungen wie „convalescent homes“, „childrens cottage homes“, „farm for epileptics“ und „asylums for the blind and deaf“ in den Grüngürtel, damit die Einwohner:innen von der heilenden Wirkung im Umgang mit der Natur profitieren können. Howards Triebfeder war der Gedanke, von beiden Lebenswelten - der städtischen wie der ländlichen - die jeweils positive Seite miteinander in Einklang zu bringen. Moderne Technik verkörpert in der Eisenbahnlinie, mit welcher die Gartenstadt mit der „central city“ verbunden sein sollte, fehlte in seiner Konzeption keineswegs nur war sie nicht dominant, sondern einfach nur als technisches Hilfsmittel gedacht. Die Stadt selber ist als eine sehr grüne

Stadt konzipiert, mit vorwiegend kleinen Reiheneinfamilienhäusern mit Gärten, kaum Wohnungen in Mehrfamilienhäusern. Mehrheitlich ist das Wohnen genossenschaftlich organisiert. Es wurde hier versucht, eine neue Lebensweise zu entwickeln, eine lebensdienliche, v.a. sozial orientierte Lebensweise. Dieser Gedanke des Sozialen kann bei der *Gartenstadt* gar nicht genug betont werden, wird aber zumeist weniger benannt.

Eine spätere Spielart in diese Richtung entwarf beispielsweise der berühmte amerikanische Architekt *Frank Lloyd Wright* (1932, 1935) mit seiner 1932 konzipierten *Disappearing City* und wenig später mit der *Broadacre City*. Auch die *Broadacre City* ist zwar eine weitgestreute Stadt im Grünen, allerdings mit gänzlich anderer Ausrichtung. Das Soziale stand dabei nicht im Vordergrund, sondern hier ging es um ein individualistisches Modell für die automobilisierte Massengesellschaft. Letztendlich haben solche letzteren Konzepte von damals, wie man heute weiß, recht viel mit kriegerischen Strategien zu tun, denn eine ausgedehnte, niedrig bebaute Stadt lässt sich weniger gut von der Luft aus erobern als etwa eine dichte Hochhausstadt wie das Zentrum von New York.

Wesentliche Promotoren der Konzeption der modernen Stadt waren bekanntlich die CIAMisten. *CIAM* (*Congrès Internationaux d'Architecture Moderne 1928-1959*) war eine von der Schweiz ausgehende, Jahrzehnte lang tonangebende Vereinigung für moderne Architektur- und Städtebau, die Konzepte der Funktionentrennung, rationelle Bebauungsweisen, standardisierte Vergleichsmethoden von Städten und dergleichen entwickelte. Ihr Ansatz ging von der Stadt der Gegenwart als radikal neue Stadt aus ohne Rücksicht auf Bestehendes. Diese Tabula Rasa-Mentalität wirkt bis heute im Gedankengut von Architekt:innen und Planer:innen nach. Erinnern wir uns an *Odo Marquards* (2003) betitelten Aufsatz „*Zukunft braucht Herkunft*“ ist es bezeichnend, dass sich in der Architektur heute ein neuer Forschungsansatz herausbildet, der sich mit der *Tabula Scripta* (*Floris Alkemade et. al. 2020*) befasst, also dem besonnenen Weiterbauen mit und am Bestand. Dieser Ansatz lässt sich direkt auch auf die Landwirtschaft übertragen. Auch dort braucht es eine Rückbesinnung auf lebensdienliche, einst vorhandene Bewirtschaftungsformen, die mit heutigem Wissen angereichert und weiterentwickelt werden sollten.

Aber schreiten wir zunächst weiter zur Nachkriegszeit, die unsere Lebensräume und Lebensweisen soweit verändert hat, dass ein weitreichendes Umdenken unumgänglich geworden ist – wie es *Charles Taylor, Hartmut Rosa, Michael Sandel* und viele anderes bedeutende Denker heute fordern und skizzieren.

In ihrer einflussreichen Abhandlung „*Städte - wie wir sie wünschen*“ (*Carol & Werner 1949*) haben sich die Planer *Hans Carol* und *Max Werner* kurz nach dem Zweiten Weltkrieg mit Beginn des wirtschaftlichen Aufschwungs und der wachsenden Bautätigkeit mit landesplanerischen Fragen zur Gestaltung schweizerischer Großstadt-Gebiete am Beispiel der Stadt und des Kantons Zürich auseinandergesetzt – dies zu einer Zeit, als es so etwas wie eine geordnete Landesplanung in der Schweiz noch gar nicht gab. Für unseren Zusammenhang greifen wir lediglich ihre Argumente im Hinblick auf Beziehungen zwischen Stadt und Land heraus – dies nicht ohne darauf hinzuweisen, dass sie vorab eine allgemein herrschende „*Sprachlosigkeit*“ (wie sie es nannten) unter uns Menschen feststellten, der es gelte, auch baulich etwas entgegenzusetzen. Diese Sprachlosigkeit verkörpere sich im aktuellen Baugeschehen, indem jeder für sich, jeder nach seiner *Façon* bauen würde. In Bezug auf landwirtschaftliche Nutzungen schreiben sie: „*Bei der Gestaltung eines Großstadtgebietes ist die Erhaltung einer lebensfähigen, selbständigen landwirtschaftlichen Berufsgruppe anzustreben, welche in sich genügend stark ist, um ein kulturelles Eigenleben zu bewahren. Darüber hinaus soll und kann durch das engere Nebeneinander von Stadt und Land das gegenseitige Verständnis gefördert werden. Damit die Entfaltung der Person gewährleistet ist, muss ihr die Möglichkeit zur materiellen Existenz geboten werden. Das bäuerliche Heim bedarf dazu einer gesicherten Existenzbasis. [...] Der gute Kulturboden ist nach Möglichkeit der landwirtschaftlichen Nutzung vorzubehalten* (1949, S. 54-55).“ Das sind interessante Aussagen von Architekten und Stadtplanern, die damals noch ein landwirtschaftliches

Grundverständnis besaßen und etwa um den Wert guten Kulturbodens wussten. Zieht man die Lehrpläne für werdende Architekten der ETH heran, sieht man, dass bis in die 1940er Jahre hinein der Bezug von Haus und Garten und Gartengestaltung in ihren Grundzügen noch gelehrt wurde. Ein Architekt konnte damals sogar noch einen Pflanzplan erstellen. Wenig später fiel dies mit zunehmender „Professionalisierung“ aus den Lehrplänen. Heute bringt ein Architekt praktisch kein Wissen um Gartengestaltung mit – außer er interessiert sich persönlich dafür. *Hartmut Rosa (2013)* spricht zwar vor allem von sozialer Entfremdung. Aber es gibt auch diese Art von Entfremdung: unsere heutigen hochspezialisierten Fachleute verstehen die Sprache des anderen immer weniger. Nicht umsonst wird in der Forschung Interdisziplinarität heute vermehrt gefordert. Im Zitat von Carol & Werner findet sich noch eine weitere Aussage und zwar über das Nebeneinander von Stadt und Land. Diese möchte ich zur Disposition stellen: Reicht ein rein räumliches Nebeneinander von Stadt und Land? Mit dieser Frage möchte ich fortschreiten.

Die hier abgebildete *Swissair-Siedlung* in Kloten ist ein interessantes Beispiel, weil wir anhand des Luftbildes sehen, wie noch Ende der 1940er Jahre diese Nähe von landwirtschaftlichen und gärtnerischen Nutzungen, Wohnen und Stadt, Haus und (Gemüse-)Garten durchaus gegeben war, während zeitgleich über den Hausdächern die ersten Flugzeuge des neu erstellten Zürcher Flughafens niedergingen. Agrarische Nutzung zieht sich bis in die aufgelockerten Häuserzeilen hinein. Und bis in die 1950er Jahre hinein lieferten Bauern noch ihre Kartoffeln direkt in die Stadt, direkt hinein in die Keller der Häuser (auch von genossenschaftlich organisierten Wohnsiedlungen mit Mehrfamilienhäusern). Die Keller wurden dafür noch entsprechend angelegt, bis sie später als Abstellraum für Reisekoffer, Skiausrüstung und dergleichen „trockengelegt“ wurden. Heute findet sich an bestimmten Orten eine Reaktivierung der traditionellen Praxis.

*Bild 15 Swissair-Siedlung Im Grüit in Kloten um 1948 kurz nach Erstellung und heute: Gemüsebeete zwischen den Häuserzeilen bis heute*



© links: *Swissair 1948*, rechts: *Martin Linsi 2017*

Die Entwicklung der Stadt Kloten erfolgte hier auf freiem Feld, auf der sogenannten *Tabula Rasa* nach CIAM-Prinzip mitten auf bestem, landwirtschaftlich genutztem Land entgegen *Carol* und *Wenerers* Empfehlung. Auf der Abbildung sind die Felder und Streuobstwiesen gut zu erkennen. Das zweite Bild ist vor ein paar Jahren aufgenommen worden. Es ist nicht minder interessant. Statt Häuser mit Gärten finden sich hier Mehrfamilienhäuser in der sogenannten *fließenden Landschaft* in der, wie man sie nannte, *durchgrüntem autogerechten Stadt*. Hinter diesem Konzept steht die Idee eines gesunden Wohnens im Park – so wie es bisher nur einer besseren Gesellschaft vorbehalten war, deren Villengärten im Übrigen allerdings durchaus auch einen eigenen Gemüsegarten bis hin zur Selbstversorgung hatten. Nicht mehr Gärtnern zu müssen, um sich selbst zu versorgen oder um ein Zubrot zu erwirtschaften, um den geringen Fabrik-Lohn mit Eigenproduktion von gewissen Nahrungsmitteln zu ergänzen, empfand man jetzt als

eine Errungenschaft. Man konnte bequem zur *Migros* oder zum *Coop* gehen und dort Nahrungsmittel zu günstigen Preisen erwerben. Hier wird allerdings – und das ist außergewöhnlich - immer noch gegärt – wenngleich jetzt als Freizeitbeschäftigung.

Einen starken Einfluss hatte der *American Way of Life*, welcher insbesondere seit dem Zweiten Weltkrieg unser europäisches Lebensverständnis, Wertesystem und Weltverhältnis nachhaltig umgekrempelt hat. Zahllose Forschungen aus verschiedensten Fachbereichen belegen inzwischen diesen tiefgreifenden kulturellen Wandel – ohne dass dieser bisher ernsthaft genug hinterfragt worden ist und zu einem erneuerten europäischen Selbstverständnis geführt hat.

Allein an der ganzseitigen Anzeige der Ford Company aus dem Jahre 1950 soll diese Entwicklung zumindest nebenbei angesprochen werden. Laut Verkaufspropaganda reicht für das Vorbild des individuellen Wohnens im Einfamilienhaus in der auf Wachstum und Konsum ausgerichteten Gesellschaft allein ein Auto für eine Familie längst nicht mehr. Es braucht nach Ansicht des Produzenten (zur Steigerung des Konsums, bzw. seines Absatzes – siehe Edward Bernays) mindestens eines für das Land und eines, um in die Innenstadt zu fahren.

*Bild 16 American Way of Life, ganzseitiges Zeitungsinserat der Ford Company 1950*



© Peter Eberhard, Privatarchiv

Die Verherrlichung der Geschwindigkeit und der Mobilität, die neu verstandenen Zusammenhänge von Zeit und Raum, die Begeisterung für die Technik, sie alle fanden Eingang in moderne Stadtentwicklungskonzepte, wie sie an Publikationen wie „*Space, Time and Architecture*“ vom Kunsthistoriker *Giedion* (1941) sichtbar werden. Zur Illustration mögen drei Bilder dienen, wobei eines eben auch die Landwirtschaft mit einbezieht.

Bild 17 Hasso Gehrman, erste vollautomatisierte Küche 1970; Agglomeration von Seoul; industrialisierte Landwirtschaft



© Elektra Bregenz AG, Hagen Hodgson 2017, Wikipedia

Im ersten Bild sehen wir einen Prototyp einer *vollautomatisierten* Küche aus den 1970er Jahren (linkes Bild). Nichts mehr muss selbst gemacht werden – außer ein paar Knöpfe zu drücken. (Erinnert dies nicht etwa an Smart City-Vorstellungen von heute?) Abgesehen von der blonden Dame, welche all die technischen Errungenschaften zur Schau stellt, findet sich auf dem ganzen Bild nur ein einziger Hinweis auf etwas Lebendig-Menschliches: der an einem Hacken aufgehängte Mantel. Ansonsten wird Technikgläubigkeit und Begeisterung für die Technik vorbehaltlos zelebriert. Das mittlere Bild zeigt Wohnhäuser in der *Hochhaus-Stadt* Seoul, einer Stadt die in kürzester Zeit zu einer 11 Millionen-Metropole herangewachsen ist. Noch in den 1970er Jahren gab es dort höchstens ein, zwei Häuser mit zehn Geschoßen und dies nur in einem einzigen Viertel der Stadt. Das dritte Bild zeigt die sogenannte *Grüne Revolution*, die ja grün so gar nicht war und uns die hoch industrialisierte Landwirtschaft mit all ihren Folgeproblemen beschert, das Hungerproblem aber keineswegs gelöst hat. (Kissling; Hagen Hodgson 2021) Sie ist in diesem Bild durch die ausgeräumte Landschaft versinnbildlicht, die bekanntlich dem Glauben folgt, dass alles technisch machbar und lösbar sei mit allen Implikationen wie Einsatz von Pestiziden, Bodenverdichtung oder der Entwicklung von rein kurzfristig Gewinnerorientierten und -maximierenden Großkonzernen usw.

Ganz am Anfang dieses Vortrags habe ich ein Bild von uns Menschen gezeichnet, in dem wir gemeinsam um den Tisch sitzen und die Früchte des Bodens, die wir vor Ort geerntet und zubereitet haben, gemeinsam verzehren, Freude haben, Feste feiern und füreinander sorgen. Längst aber sind wir aus ernährungswissenschaftlicher Perspektive in der industrialisierten, vorgefertigten, abgepackten Fast-Food-To-Go-Wegwerf-Gesellschaft angelangt. Es stellt sich nun die Frage, wie neue Beziehungen zwischen Stadt und Land wiederhergestellt werden können, wenn selbst über das Essen weite Teile der Bevölkerung nicht mehr erreicht werden. Kann die Vorstellung urbaner Landwirtschaft hier etwas beitragen?

#### IV) Neue Ansätze für tragende Beziehungen: Urban Agriculture und Solidarische Landwirtschaft?

Frank Lohrberg et al. (2016, 21) definiert *Urban Agriculture* folgendermaßen: „Urban Agriculture spans all actors, communities, activities, places and economies that focus on *biological production in a spatial context*, which – according to local standards – is categorized as ‘urban’. Urban Agriculture takes place in *intra- and periurban areas*, and one of its key characteristics is that it is *more deeply integrated* in the urban system compared to other agriculture. Urban Agriculture is *structurally embedded in the urban fabric*; it is integrated into the *social and cultural life*, the *economics*, and the *metabolism* of the city.“ Diese umfassende Definition scheint mir am geeignetsten für unsere weiteren Überlegungen zu urbaner Agrikultur – allem voran für die Frage, ob urbane Agrikultur ein Weg sein könnte, der über das rein physische Nebeneinander, das wir bei Hans Carol und Max Werner in den 1950er Jahren gesehen haben, hinausführen könnte. Denn im Gegensatz zu Carol & Werners Ansatz beinhaltet die Definition von Lohrberg et al. eine Vorstellung dessen, wie Beziehungen neu zurückgeholt werden und tatsächlich in das soziale und kulturelle Leben

und auch in die Ökonomie der Städte integriert werden könnten.

Ansätze von zeitgenössischer urbaner Agrikultur gibt es längst auch in der Schweiz. Ausgehend von den *interkulturellen Gärten* in Deutschland aus den 1990er Jahren (Müller 2002; 2011) sind hier ähnliche Gartenprojekte zustande gekommen. In Deutschland waren es zunächst vor allem *Integrationsprojekte*, mit denen bosnische Flüchtlinge, insbesondere Frauen, wieder bzw. besser integriert werden sollten. Über das gemeinsame Gärtnern haben sie tatsächlich nicht nur die Sprache erlernt. Gerade die Bäuerinnen, die sonst im Arbeitsbereich nicht integriert waren, konnten über dieses Gärtnern Fähigkeiten wieder ausüben, die sie selber in das fremde Land mitgebracht hatten und die sie in ihrem Selbstwertgefühl und ihrer Selbstwirksamkeit stärken konnten. Darüber sind Beziehungen entstanden. Die Sprache haben sie dabei wie nebenbei erlernt – aus einem echten Bedürfnis nach Verständigung heraus – auf gleichwertiger Basis.

Ein vergleichbares Projekt, bei dem jedoch eher die Umweltbildung, die Sensibilisierung für gesunde Ernährung und die Biodiversitätsförderung im Vordergrund standen, ist als eines der frühen Schweizer Beispiele in Zürich auf einer alten Gärtnereianlage entstanden und zwar der interkulturelle Garten *Seebrache*. Er wurde von der öffentlichen Hand (Fachstelle Umweltbildung von Grün Stadt Zürich GSZ) initiiert. Dieser höchst erfolgreiche temporäre Garten musste wenig später dem Bau von Alterswohnungen weichen, bei welchen der Garten nicht über das übliche Maß an effizienzorientierter, kostengünstiger Gestaltung hinaus angelegt worden ist.

Bild 18 Temporärer Garten Seebrache 2009-2010



Grün Stadt Zürich (drei Bilder oben) und Hagen Hodgson 2009

Der Eröffnungstag der „Seebrache“ wurde mit einer Kunstausstellung und einem Biodiversitätstag zelebriert.

Neben Projekten der öffentlichen Hand finden sich in der Schweiz inzwischen zahlreiche Zwischennutzungen von *privatrechtlichen Vereinen*, wie etwa das Beispiel *Stadionbrache Hardturm* in Zürich zeigt.



Bild 19 Stadionbrache Hardturm 2015

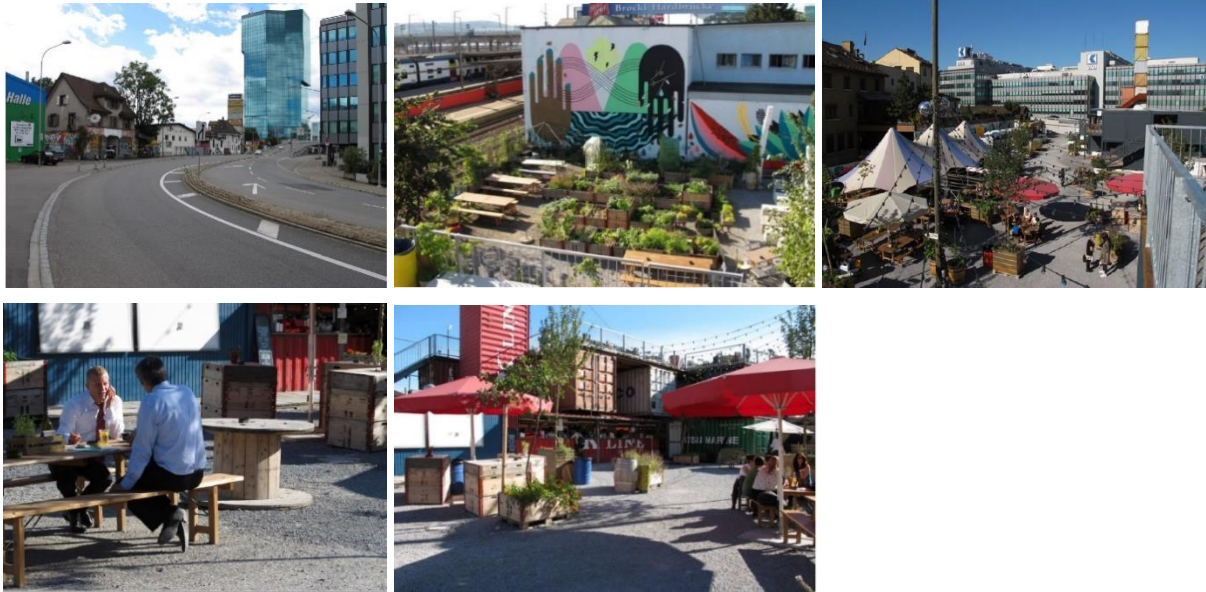


© Hagen Hodgson 2016

Dieses Gemeinschaftsprojekt versteht sich – wie die meisten Schweizer Urban-Gardening-Projekte – in erster Linie als Erholungs- und Begegnungsraum im Freien, als sozio-kulturelles Projekt für geselliges Miteinander, wobei zugleich auch umwelt- und ernährungsbezogene Aspekte bei den Teilnehmenden durchaus relevant sein können. Auf der Stadionbrache Hardturm beispielsweise betreibt die *Kooperative Brotoloco* einen Brotbackofen.

Zugleich finden sich Projekte, die zwar aus umwelt-ethischer Verantwortung und umwelt-bildnerischer Motivation für ein verbessertes Natur- und Umweltverständnis entstanden sind, aber zu *kommerziellen Varianten* mutiert sind, wie das Zürcher Beispiel *Gerold's Garten* zeigt. Hier sollte anfänglich ausschließlich mit dem vor Ort in Kisten gezogenen Gemüse für die Gäste gekocht werden. Schon bald entwickelte sich die Anlage zu einem florierenden Unternehmen, bei dem das Kisten-Grün nur noch dekorativen Charakter hatte. Banker, Anwälte und Versicherungsunternehmer aus den angrenzenden, neu gebauten Büros genießen hier bis heute gern die Mittagspause oder kommen zum coolen Chill-Out an die gut bestückte Bar.

Bild 20 Frau Gerolds Garten Zürich (seit 2012)



© Hagen Hodgson 2018

Dies ist zwar grundsätzlich nicht verwerflich, doch der ursprünglichen Idee entspricht es nicht und wird keinen Beitrag zu den hier aufgeworfenen Gedankengängen liefern. Zweifelhaft hingegen sind städtische Initiativen, die rein der *Stadt-PR* dienen, wie das Pflanzen von Gemüse an viel befahrenen Straßen, das nach einmaliger Durchführung dann auch stillschweigend keine Wiederholung fand. Oder das weiterhin ubiquitäre Aufstellen von SBB-Kisten, das im Falle des Kindertreffs Hardau, wo zwei wenig gepflegte Kisten unreflektiert als Verkehrsberuhigung auf die Straße gestellt wurden und damit nicht nur die Kinder gefährdet wurden, die möglicherweise die mit Abgasen verstaubten Kräuter ernten wollten, sondern auch das Straßenbild nicht unbedingt verschönert haben.

Bild 21 Beispiel für Stadt PR und Verkehrsberuhigung des Kindertreff Hardau in Zürich



© alle Fotos Hagen Hodgson 2016

Bei den meisten modernen Formen des urbanen Gärtnerns in der Schweiz schwingt die politisch-ökologische Motivation mit. Hier setzen insbesondere die Projekte der solidarischen Landwirtschaft (auch regionale Vertragslandwirtschaft genannt) an. Sie suchen nach neu wieder hergestellten, plausiblen, lebenspraktischen, räumlich-funktionalen Beziehungen zwischen Stadt und Land wie zwischen den beteiligten Menschen selber – so wie es im eingangs erwähnten Sieneser Fresko dargestellt ist. Club of Rome, die UNO Konferenz in Stockholm von 1972, die erste Ölkrise von 1973, die sich häufenden Chemieunfälle und Lebensmittelskandale im Nachgang der auf chemischen Pestiziden und Monokultur basierenden industrialisierten Landwirtschaft forderten spätestens seither neue Lösungen. So fanden die zukunftsweisenden Ansätze der *Solidarischen Landwirtschaft* in der Schweiz bis heute zunehmende

Verbreitung, wenngleich diese Form der Landwirtschaft im Verhältnis zur Gesamtproduktion eine immer noch marginale Rolle spielt.

Bezeichnenderweise entstand die erste Gemüsekooperative Europas in der Schweiz, einem Land mit einer langen Tradition einer gemeinschaftlich organisierten Grünraumnutzung – angefangen bei der mittelalterlichen Allmend. Am Stadtrand von Genf 1978 gegründet, bestehen die *Jardins de Cocagne* (Gärten der Cocagne) bis heute. Kurz nach ihrer Entstehung folgte eine vergleichbare Kooperative im Schweizer Jura. Diese Kooperativen bauen auf verbindlichen Beziehungen mit Stadtbewohner:innen auf, welche die Früchte des Bodens den Produzierenden in geregelter Form abnehmen und damit die Bürde von Missernten durch festgelegte Vorauszahlungen mittragen. Die heute vielzitierte CSA (*Community Supported Agriculture*) entwickelte sich erst nach diesen europäischen Vorbildern (*Dyttrich, 2015*).

Bild 22 *Jardins de Cocagne* (seit 1978)



© Hagen Hodgson 2016

Der für solche Projekte übliche, gemeinsame Tag im Jahr auf dem Acker stärkt die direkte Beziehung zwischen Konsument:innen und Produzent:innen und das Verständnis für deren Arbeit. Bezeichnend ist, dass die Mitglieder der Kooperative *Jardins de Cocagne* sich bewusst gesagt haben, „*wir wollen nicht wachsen, denn sonst verlieren wir die Beziehungen zu unseren Abnehmer:innen.*“ Wie solche Ansätze noch weiter in die Bevölkerung getragen werden können bleibt eine große Kernfrage.

*Ortoloco* (*Gemüsegarten am Ort*) ist ein neueres, sehr erfolgreiches Projekt regionaler Vertragslandwirtschaft, das im Nachgang der letzten Wirtschaftskrise knapp außerhalb von Zürich 2009 gegründet worden ist, mitten in der Agglomeration Dietikon mit vielen kleinteiligen Feldern. Bei *Ortoloco* werden auf inzwischen 1,4 Hektar 60 Gemüsesorten angebaut, 220 Haushalte sind beteiligt. Auch sie sagen „*wir wollen jetzt nicht mehr wachsen*“. Die Mitglieder verstehen ihr Tun unter Ausschaltung des Zwischenhandels ausdrücklich als „*Laboratorium für ein ökonomisches Experiment*“ jenseits von Wachstumszwang, Konkurrenzkampf und Kostendruck, jenseits neoliberaler Einbindung in den Welthandel.

Bild 23 *Ortoloco* (Dietikon seit 2009)



© Hagen Hodgson 2017; Ortoloco

Bei all diesen Initiativen steht denn auch die Frage im Raum, was zu tun sei, um der Übermacht von weltweit agierenden Großkonzernen zu begegnen. *Bettina Dyttrich (2015)* zeigt auf, dass „ganz konkrete Arbeit ein wichtiges Mittel ist, um aus der Ohnmacht herauszukommen.“ *Auf den Feldern von Ortoloco* werden hochwertige Lebensmittel unter fairen Arbeitsbedingungen mit ökologischen Produktionsmethoden und sorgfältigem, regenerativen Umgang mit dem Boden produziert.

Grundsätzlich operiert die solidarische Landwirtschaft auf dem Boden der Kooperation. Wie uns der eingangs zitierte Anthropologe *Michael Tomasello (2010)* sagt, kooperieren wir Menschen gerne. Dass wir dies von Kindsbeinen an freiwillig und sogar noch ohne Beherrschung der Sprache in gewandter Weise tun, hat die vergleichende Verhaltensforschung Tomasellos eindrücklich aufgezeigt. *Tomasello* hat den Begriff der „geteilten Intensionalität“ (2010) verwendet, um die Entwicklung des „Wir-Gefühls“ bei uns Menschen als Konstitutivum zu beschreiben. Er legt dar, dass unsere hohe Kooperationsfähigkeit unser spezifisches Menschsein ausmacht. Aus geteilter Intensionalität entsteht die gemeinsame soziale Perspektive mit geteiltem Wissen. Auf dieser Basis entwickeln wir Menschen laufend Innovationen. Tomasellos Forschung ist auch deshalb so bedeutend, weil sie alle jene Stimmen wiederlegt, die uns glauben machen wollen, dass wir Menschen zum Kooperieren eigentlich nicht geschaffen seien, sondern unsere Existenz vielmehr von Konkurrenz, Egoismus und Aggression als wahre Natur des Menschen geprägt sei. Dieses Ethos des Kooperierens findet sich ebenso im *Weltagrarrbericht 2008*, der in meinen Augen überragender Wegweiser für eine sinnstiftende Weiterentwicklung bleibt und dies sowohl für eine auf die Zukunft gerichtete Landwirtschaft wie für eine ebensolche Stadtentwicklung und beides im Einklang miteinander. Die Ergebnisse von über 400 Wissenschaftler:innen und Fachleuten aus 86 Ländern und verschiedenen Fachrichtungen, die im Sinne Odo Marquards auf Basis eines Blickes fünfzig Jahre zurück nach tragfähigen Lösungen für die Zukunft suchten, jenseits reiner Symptombekämpfung (Hunger, Fehlernährung, Armut, soziale Ungerechtigkeit, Abhängigkeiten, Umweltschäden etc. im Zusammenhang mit der Ernährungsfrage) oder Produktionssteigerung durch noch mehr Technik zeigen auf, dass „business as usual“ (*Beverly D. McIntyre 2009*) keine Option ist. Vielmehr untermauern die Aussagen des Berichts die Kapazität und Tragfähigkeit einer auf Solidarität, lokalem Wissen und kleinbäuerlichen Strukturen begründete Landwirtschaft, die nach agrarökologischen Prinzipien regenerativ wirtschaftet – mit den entsprechenden Implikationen für eine andere Wirtschaftsform und die Raumentwicklung. Kleinteiligkeit, menschlicher Maßstab, Vielfalt, lokales, klimaintelligentes Wissen, Raum für direkte, zwischenmenschliche Beziehungen, Maßhalten – all diese Elemente, die im Weltagrarrbericht als wesentliche Faktoren für eine zukunftsfähige Landwirtschaft dargestellt sind, gelten ebenso für eine in die Zukunft führende Stadtentwicklung und Architektur mit entsprechend gestalteten und genutzten Grünräumen. Der Ansatz des Weltagrarrberichtes müsste viel breiter bekannt sein, er müsste zu einem wirklichen Anliegen der Politiker:innen und Entscheidungsträger:innen werden, den sie der Öffentlichkeit vermitteln wollen. Zustimmung, zumindest Konsens braucht es von allen Seiten, um Wege zu schaffen, welche die notwendige Bremse und Kehrtwende im Denken und Handeln möglich machen.

## V) Modellvorhaben Kloten

Zum Abschluss meiner Betrachtungen möchte ich ganz konkret werden und – wie angekündigt – von einem Forschungsprojekt berichten, dass wir (*Forschungsgruppe Grün und Gesundheit am Institut für Umwelt und Natürliche Ressourcen, ZHAW*) derzeit in der Stadt Kloten durchführen. Es ist ein vom Bund (Schweizerische Eidgenossenschaft) mit acht Bundesämtern (unter Federführung des *Bundesamtes für Raumentwicklung ARE*) als **Modellvorhaben Nachhaltige Raumentwicklung 2020-2024** finanziertes Projekt, das wir in Kooperation und finanzieller Beteiligung mit der Stadt Kloten und der *Anlagestiftung Turidomus der Pensimo Management AG* durchführen.

Zunächst ein paar Vorbemerkungen: In der Schweiz, in der aufgrund der weiterhin fortschreitenden Zersiedelung und Verstädterung der landwirtschaftlich genutzte Boden zusehends knapp wird (2016 wurde eine Zunahme an versiegelter Fläche um 29% innerhalb von 24 Jahren gemessen) und die Landschaft weiterhin verstellt wird, greift heute das *städtebauliche Konzept der Nachverdichtung* bzw. der *Verdichtung nach innen*. In der Stadt Zürich beispielsweise wurde in diesem Zusammenhang 2021 ein neuer *Kommunaler Richtplan Zürich 2040* verabschiedet. Er sieht vor, dass bis 2040 auf dem bestehenden Zürcher Stadtgebiet für 80.000 bis 100.000 mehr Einwohner:innen, d.h. für 25% mehr Menschen Wohnungen und entsprechende Infrastrukturen bereitgestellt werden sollen. Unter diesen Bedingungen stehen gerade die „fließenden Grünräume“ der autogerechten, durchgrüneten Stadt zur Bebauung empfindlich zur Disposition, zumal sie meist wenig Aufenthaltsqualität aufweisen. Es fehlt ihnen trotz gut gemeinter Leitvorstellungen des Wohnens in einem Park in der Regel an Intimität, an räumlicher Ausformung, an vielfältigem Naturerlebnis. Dem zeitgenössischen Ruf nach mehr Biodiversität genügen sie nicht und einen tiefer greifenden Naturzugang und eine Verbundenheit mit dem eigenen Lebensraum bieten sie nicht. Damit sind sie Ausdruck und Manifestation der grundsätzlichen Entfremdung der Menschen von den Dingen, von der nicht nur Hartmut Rosa spricht und die als allgemeines Phänomen der Moderne zu sehen ist.

In unserer Forschungsgruppe gehen wir von dem Gedanken aus, dass nicht nur baulich nachverdichtet werden soll, sondern dass zugleich der Grünraum selbst nachverdichtet werden müsste. Wir sprechen deshalb von verdichteten Grünräumen (*Hagen Hodgson 2010*) analog zur städtebaulichen Verdichtung.

*Bild 24* Leere, anonyme Grünräume (Rasen); „wir sitzen trotzdem hier“; Aneignung mit ästhetischem Anspruch



© Hagen Hodgson 2020, 2014, Martin Linsi 2007

Der Bezug zum „Grün“, zur Natur, ist ein wesentlicher Aspekt vom „*Auf der Erde Sein*“ (*Heidegger 1952*) von uns Menschen. Während in den grünen Außenräumen der *Klotener Swissair-Siedlung* seit bald 70 Jahren gegärtet wird – mit Gemüse- und Blumenbeeten, die in ihrer Größe je nach Bedarf veränderbar sind und die sich im Laufe der Zeit tatsächlich auch verändert haben – bestehen die Mehrzahl vergleichbarer, „fließender“ Außenräume in der Regel aus ausgedehnten, anonymen Rasenflächen mit bestenfalls ein paar Bäumen, in denen sich nichts tun und wenig erleben lässt. An etlichen solcher Orte trafen wir Menschen, die sich trotzdem einen Ort geschaffen haben und waren erstaunt, wieviel Kreatives wir vorfanden, mit dem sich Bewohner:innen eine Nische eigener Wohnlichkeit geschaffen haben. Bei diesen Beispielen der Aneignung konnten wir häufig die Freude am gemeinsamen Tun und an der Selbstwirksamkeit beobachten, die ebenso zur emotionalen Identifikation mit dem Ort beiträgt wie die Freude an der Schönheit der Natur und der ästhetischen Gestaltung des Raumes – über reine Funktionalität und Nützlichkeit hinaus.

Anknüpfend an der zeitgenössischen Vorstellung räumlicher Aneignung, die sich u.a. in der neuen Beliebtheit von urbanen Gemeinschaftsgärten manifestiert und die in Vorbildern wie der *Swissair-Siedlung* oder den von der Bewohner:innen bewirtschafteten Außenräumen der *Genossenschaftssiedlung*

*Talgut* in Winterthur schon immer stattgefunden hat, finden sich inzwischen erste Modelle, die diesen Gedanken in neu erstellte Wohnsiedlungen übertragen haben. In der Wohnsiedlung *Futura* in Schlieren beispielsweise wurden die Wohnhäuser und Wohnaußenräume auch gestalterisch wieder als zusammengehörige, aufeinander bezogene Komposition verstanden, wurde ästhetisch-gestalterisch mit vergleichbarem geometrisch-rechteckigem Raster sowohl die Hausfassade als auch der Außenraum strukturiert. Sollte eines der grünen Felder nicht von der Bewohnerschaft angepflanzt und gepflegt werden, lässt es sich leicht in eine Rasenfläche umwandeln. Denn gärtnern will sicher nicht jeder – sei es aus mangelndem Interesse, Unkenntnis oder mangelnder Zeit. Nach anfänglicher Zurückhaltung sind bis heute aber alle Felder belegt, findet ein reger Austausch unter den Gärtnerinnen und Gärtnern statt. Wie diese Beispiele zeigen, lässt sich der herrschenden Entfremdung der Stadtbewohner:innen von der Natur und ihren Kreisläufen konkret entgegenwirken, lässt sich ein Miteinander fördern und dabei kann insgesamt die Stadt ein Stück weit wohnlicher werden.

Bild 25 Beispiele für verdichtete Grünräume: Genossenschaftssiedlung *Talgut* Winterthur, Wohnsiedlung *Futura* von *Ecofaubourgs*, entworfen von *Metron*, Schlieren

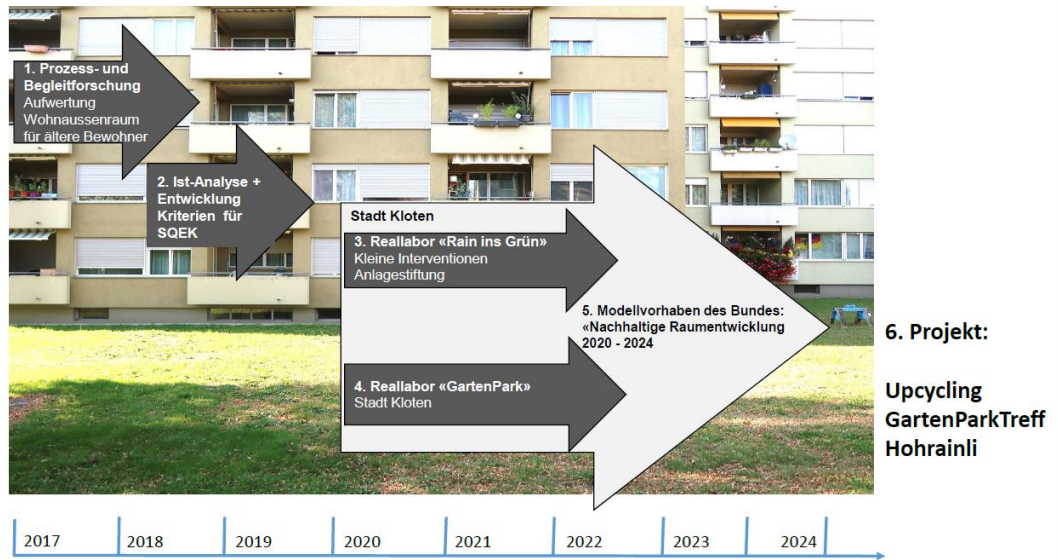


© Hagen Hodgson 2018

In unserem *Modellvorhaben in Kloten im Quartier Hohrainli*, knüpfen wir an solche Gedankengänge an. Im Hohrainli arbeiten wir bereits seit einigen Jahren. Wir haben dort Begleitforschung, Befragungen in drei Alterswohnhäusern sowie Orts- und Sozialraumanalysen durchgeführt, Handlungsempfehlungen aufgestellt sowie das Kapitel „Soziales“ im sozialen Quartierentwicklungskonzept in Zusammenarbeit mit diversen Fachplanern für die Stadt Kloten verfasst. Aus diesen Projekten, mit denen wir uns viel Wissen über die Situation und die Lebensbedingungen vor Ort angeeignet haben, ist das Modellvorhaben „Nachhaltige Raumentwicklung 2020-2024“ mit dem Titel „Qualitätsvolle Verdichtung vom Außenraum her entwickeln“ entstanden, zu welchem zwei Reallabor-Unterprojekte „*Rain ins Grün*“ sowie „*GartenPark Hohrainli*“ gehören. Inzwischen hat bereits das sechste Projekt begonnen, in welchem wir den Gedanken der Wieder- und Weiterverwendung weitertragen und mit der Bewohnerschaft einen kleinen Gartenpavillon aus wiederverwendeten Bauteilen bauen.

Bild 26

## Modellvorhaben Kloten: Mehrere Projekte: Caring Communities - Integration



Das *Quartier Hohrainli*, befindet sich etwas isoliert im Norden der Stadt Kloten, der Stadt mit dem heute größten Flughafen in der Schweiz, direkt unter der Einflugschneise. Es hat keinen guten Ruf. Durch Blockaden im Planungsreglement aufgrund des Fluglärms wurde hier seit Jahren nicht in die Bausubstanz investiert, Busverbindungen und weitere Infrastruktur wurden abgebaut. Ein hoher Anteil der Menschen, die hier leben, hat einen Migrationshintergrund, ein eher tiefes Einkommen oder sind Sozialhilfeempfänger und es leben viele ältere und alte Menschen hier, die Fluktuation ist hoch. Nun soll in den kommenden 20 bis 30 Jahren die veraltete Bausubstanz mit vielen Kleinwohnungen je nach Bedarf der 26 Eigentümer:innen schrittweise erneuert werden.

Bild 27

## SQEK Soziales Quartierentwicklungskonzept: Kapitel Soziales



Im sozialen Quartierentwicklungskonzept haben wir vor allem bei den Grünräumen und direkten Bezügen zwischen Haus und Garten angesetzt. Denn gerade der direkte Wohnaußenraum bietet als gemeinsam genutzter Ort direkt vor der Wohnungstür wertvolle sozial-räumliche Möglichkeiten für mehr Kontakt, Gespräch und unverbindliches bis verbindliches gemeinsames Tun (einschließlich gemeinsames urbanes Gärtnern). Bei entsprechender Gestaltung und Bepflanzung können

Wohnaußenräume zumindest ein Stück weit dem fortschreitenden Verlust an Biodiversität entgegenwirken und bieten ein ökologisches Potential in sich aufheizenden Städten. Wir haben mit zehn Thesen und Prinzipien für die Transformationsprozesse im Quartier operiert und Aspekte wie Teilhabe, Teilnahme und Aneignung festgehalten. Anstatt vorrangig mit „messbaren“ Indikatoren zu arbeiten, haben wir vorrangig mit qualitativen Aspekten und Begriffen, sowie mit zahlreichen Bildern gearbeitet. Eine der Thesen, die wir aufgestellt, mit einem kurzen Text erläutert und mit Bildern untermauert haben, lautete etwa entsprechend *„Wohnlichkeit im Wohnaußenraum schaffen“* – ausgehend von unterschiedlichen Nutzungsbedürfnissen. Zugleich verstehen wir Wohnlichkeit aber auch im Sinne einer emotionalen Befindlichkeit, um unterschiedlich genutzte „Gartenräume“ mit eigener Ästhetik, sinnlichen Anregungen und angenehmer Atmosphäre zu fördern, mit denen sich die Menschen identifizieren können. Eine weitere These lautet *„Förderung von Teilhabe und Teilnahme“* – dies insbesondere auch angesichts der Vielzahl verschiedener Kulturen unterschiedlicher Sprachkreise, Altersgruppen, alteingesessener und neuer Bewohner:innen, wobei wir diese Diversität als Ressource verstehen. Als weitere These formulierten wir *„Natur im Wohnumfeld erlebbar machen“* – durch entsprechende vielfältige Bepflanzung. Denn Wohnlichkeit als solche gibt es nicht, sie lässt sich nur umschreiben und muss vielmehr an jedem Ort mit dem Vorhandenen wieder neu geschaffen werden.

Die Auftraggeber:innen (Anlagestiftung, Stadt und Bund) konnten wir über die zwei Leitideen – einer ästhetisch-ökologischen und sozial-räumlichen Aufwertung des Außenraumes (zumindest punktuell) unter dem Motto *„Rain ins Grün“* und der Erstellung einer neuen Freiraumtypologie unter dem Begriff *„GartenPark“* sowie über den städtebaulichen Kerngedanken *„Qualitätsvolle Verdichtung vom Außenraum her entwickeln“* – gewinnen. Im Gegensatz zu herkömmlichen Vorgehensweisen beginnt dementsprechend der Transformationsprozess im *Quartier Hohrainli* seither mit der partizipativen Aufwertung der Außenräume.

Einen völlig ergebnisoffenen, partizipativen Prozess im Wohnaußenraum im Sinne eines Reallabors mit einer Bewohnerschaft durchzuführen ist zwar grundsätzlich nichts Neues. Neu aber ist, diesen Prozess noch vor Beginn einer Nachverdichtung vorzunehmen und für die Schweiz eher ungewöhnlich ist die Wahl des Quartiers mit den 26 vorwiegend institutionellen Eigentümern, der heterogenen, für so einen Prozess eher schwierigen Bewohnerschaft und den bereits beschriebenen Eigenschaften des Quartiers. Zumindest an relevanten Orten im Quartier sollen die aufgewerteten Räume in der sich schrittweise vollziehenden Nachverdichtung und der sich damit verändernden Nachbarschaft zum konstanten, sozialen, vertrauten Ort und zugleich zum bereits lebendigen Ausgangs- und Ansatzpunkt für künftige Entwicklungen und für die dort wohnenden Menschen werden. Übergeordnetes Ziel des Projektes ist denn auch, nicht nur das Image des Quartiers ein Stück weit zu verbessern, Miteinander, Begegnung und Nachbarschaft zu stärken, sondern auch mehr Identität am Ort und Identifikation mit dem Ort für die alteingesessene und zugleich für die zukünftige Bewohnerschaft noch vor der Nachverdichtung zu legen. Für die Stadt war es wichtig, dass der GartenPark *keine Schrebergartenästhetik* aufweist, für die Anlagestiftung überzeugte der *ökonomische Mehrwert*, der über bessere Vermietbarkeit, weniger Fluktuation, Imageaufwertung des Quartiers bei möglicher Verringerung von Folgewirkungen wie Littering, Vandalismus erzielt werden kann sowie die Einbeziehung der Bewohner:innen in die Pflege (vgl. Putnam 1993, 2000).



Bild 28 Modellvorhaben im Quartier Hohrainli in Kloten: kaum genutzte Wohnaußenräume, erste Präsenz am Ort – sichtbar werden, einladen zum Mittag



© Hagen Hodgson 2020

Wie sind wir konkret vorgegangen? Der Weg der Umsetzung war steinig: Covid-19 hat uns die Aufgabe des partizipativen Prozesses sehr erschwert, zugleich haben die Beschränkungen der Pandemie unsere Kreativität herausgefordert und uns gezeigt, wie hoffnungsvoll doch eine kleine, inzwischen längst wachsende Schar aus der Bewohnerschaft mit uns den Weg gehen wollte. Wir hatten uns vorgestellt, dass wir von Haus zu Haus gehen und direkte Gespräche mit der Bewohnerschaft über ihre „leergelegten“ Grünräume (siehe linkes Bild mit dem Flugzeug ganz rechts im Bild zwischen den Häusern) sprechen, sie nach ihren Bedürfnissen fragen und ihre Vorstellungen für mehr Wohnlichkeit im Quartier abholen. Schon der erste Lockdown jedoch verunmöglichte diesen Ansatz und wir mussten sehr schnell ein anderes Vorgehen konzipieren. Unser Ziel blieb: möglichst schnell sichtbar zu werden, um die Meinungen und Bedürfnisse aus dem Quartier abzuholen und der Bewohnerschaft zu zeigen, dass in ihrem Quartier etwas für sie passiert. Dafür stellten wir eine Informationstafel an mehreren Orten im Quartier auf, wir hingen aufklappbare Kästen mit Notizbüchern an diese Tafeln und forderten so die Bewohnerschaft auf, uns mitzuteilen, was in den Wohnaußenräumen fehlt, was sie gerne hätten, wofür sie sich gerne einsetzen würden. Auch die drei orangeroten Klappstühle waren wichtige Requisiten – zum einen für die Sichtbarkeit, zum anderen, um zum Verweilen einzuladen.

Bild 29 Modellvorhaben Kloten, Ideensammlung mittels Notizbücher



© Hagen Hodgson 2020

Über die Vielzahl der Einträge in den Notizheften waren wir erstaunt, ebenso über die teils sehr genauen und differenzierten Aussagen. Mit den Notizheften hatten wir ein hervorragendes Mittel gefunden, um sehr nahe an die Bedürfnisse der Menschen heranzukommen. Gewünscht wurde unter anderem vor allem die Verschönerung und Belebung des Außenraums durch mehr Blumen, Farbe und Aktivitäten, konkret gewünscht wurde auch ein Garten für Gemüse sowie ein Quartier-Treffpunkt, ein Begegnungs-Café. Hinzu kam die Bitte für einen Spielplatz oder es hieß wörtlich „Es wäre schön, eine Leseplatz haben“. Für den Treffpunkt fanden wir an einer Stelle eine kleine Zeichnung in den Notizheften. Es wurden auch Aussagen vermerkt wie „einen Briefkasten“, „Gaming-Laden bitte“ oder einen „Liegestuhl mit Limonadensaft“. Dass sie überhaupt nach ihrer Meinung gefragt wurden und dies nicht nur über anonyme Fragebögen

und dass wir anschließend in persönlichem direktem Austausch auf Augenhöhe mit ihnen getreten sind, erlebt die Bewohnerschaft bis heute positiv. Darüber ist die Basis für ein Mittun entstanden.

Wir haben die Aussagen ausgewertet, Workshops durchgeführt – wegen Corona mitunter bei eisiger Kälte im Außenraum – Aktionstage durchgeführt und ein großes Quartierfest im Sommer veranstaltet. Um gerade auch der Sprache nicht so kundige Menschen abzuholen, haben wir bei all unseren Unternehmungen viel mit Referenzbildern gearbeitet.

Eine der Aktionen fand am Tag der Nachbarschaft statt. An diesem Tag haben wir mit zahlreichen Kindern aus dem Quartier 120 Sonnenblumen gepflanzt. Auf den Fotos sehen wir noch einige von ihnen, die bis spät abends dabei waren. Manche Kinder aus dem Quartier sind sich bei dieser Aktion das erste Mal begegnet.

Bild 30 Modellvorhaben Kloten, Sonnenblumen pflanzen am Tag der Nachbarschaft



© Hagen Hodgson 2021

Später, als die Sonnenblumen blühten, sind wir von Passanten angesprochen worden: „Sagen Sie, sind Sie das, die diese Sonnenblumen gepflanzt haben? Ich freue mich jeden Tag an diesen Blumen“. Wir haben sehr viele solcher Aussagen gesammelt, die belegen, was die diversen Aktivitäten für die Menschen im Quartier bedeuten. Sie zeigen auch, wie ansprechbar die Menschen gerade auch auf Ästhetik sind.

Die Leitvorstellung eines „GartenParks“, der allen zugänglich ist und bei dem alle mitgestalten können der Bewohnerschaft zu vermitteln, wie wir es mit der Stadt Kloten vereinbart hatten, war nicht schwer. Am Ende des zweiten Jahres stand der Garten, der den GartenPark formt. Heute bewirtschaftet ihn die neu gegründete Gartengruppe praktisch selbst. Wir unterstützen nur noch punktuell. Die alte Linde haben wir in den Entwurf mit eingezogen, ebenso den weiteren Baumbestand, unter dem wir mit der Bewohnerschaft einen Platz aus Natursteinen angelegt haben. Wir haben am Bestand angeknüpft, um dort weiterzubauen, wo es bereits ein klein wenig Atmosphäre und örtliche Identität gab und diese Qualitäten nun weiterentwickelt. So entstand und entsteht weiterhin schrittweise der Garten als Park und der Park auch als Garten, wobei beides zusammen durchaus wandelbar bleibt. Die Beete können grösser oder kleiner werden, anderes kann entstehen – je nach Bedarf. Für die diesjährige Saison haben sich bereits drei neue Gärtnerinnen angemeldet. Wir werden neue Beete für sie schaffen ohne die begonnene Ästhetik einem reinen funktionalen Denken unterzuordnen. Denn der Garten soll Erholungsraum für alle im Quartier bleiben.

Im dritten Jahr wird nun in einem zusätzlich beantragten Projekt ein kleiner Gartenpavillon als Quartiertreff zusammen mit der Bewohnerschaft gebaut. Wie schon beim GartenPark werden wir auch hier im „Upcycling-Verfahren“ arbeiten, also mit weitgehend wiederverwendeten Materialien, welche wir entweder von einer Sortieranlage, in der Abbruchhäuser entsorgt werden, geschenkt bekommen oder direkt von Abbruchhäusern in Zusammenarbeit mit Firmen, welche hinter den Nachhaltigkeitszielen unseres Projektes stehen und uns gern unterstützen.

*Bild 31 Modellvorhaben Kloten, Erster und zweiter Gartenbau-Tag: der Raum wird zum Ort, für die Kinder findet Biologieunterricht am Objekt statt, alle haben Freude am gemeinsamen Tun.*



© Hagen Hodgson 2021

Für den Garten haben wir das Material teilweise auch auf Materialbörsen erstanden, wie z.B. die Gerätekiste auf dem linken Bild oben, die ein Bewohner abgeschmirgelt und behandelt hat. Die Kompoststelle entstand aus entsorgten Europaletten. Der von den Gärtnerinnen und Gärtnern wegen der vielen Hunde im Quartier gewünschte Zaun ist in Gemeinschaftsarbeit nach traditioneller Bauweise aus Totholz aus Klotener Wäldern errichtet. Statt einen konventionellen Spielplatz zu bauen haben wir mit den Kindern (ebenfalls aus Totholz) eine Hütte gebaut und einen Bauspielplatz eingerichtet. Bei unserer Arbeit haben wir viele Zuschauerinnen und Zuschauer, die die Tätigkeiten gern beobachten.

*Bild 32 Modellvorhaben im Quartier Hohrainli in Kloten: Aktivitäten mit Kindern: Bau eines Natursteinplatzes mit wiederverwendeten Materialien. Heute stehen dort zwei Tische und Gartenstühle, die gern genutzt werden.*



© Hagen Hodgson 2021

Unsere Erfahrung zeigt: Über das sinnstiftende Tun entstehen zahllose Gespräche, Beziehung und Miteinander. Gerade die Kinder sind sehr ansprechbar – sie, welche die Entscheidungsträgerinnen und Entscheidungsträger von morgen werden, erhalten hier einen Zugang zum Handwerklichen, zur Natur, zu Fragen der Nachhaltigkeit und dazu, wie viel Spaß es machen kann, gemeinsam etwas zu erarbeiten. Sie werden diese Erfahrung in ihr späteres Leben mitnehmen.

Es bleiben zahlreiche *Herausforderungen* in diesem hochkomplexen Projekt mit vielen Mitwirkenden (städtische Stellen, Vereine, Kindergarten, Freiwillige, unterstützende Betriebe) nebst der Bewohnerschaft: Wie lässt sich die Zahl der Mitwirkenden erhöhen, wie Verbindlichkeit und Verantwortung vermitteln, wie die Strukturen verstetigen, wenn wir einmal nicht mehr dabei sind, wie mit vereinzelt Missmut umgehen, die Motivation aufrechterhalten? Der Stadtrat für Soziales hat inzwischen seine längerfristige Mitwirkung von Seiten der Stadt angekündigt, der Eigentümerverein Unterstützung zugesagt, Vereine die Nutzung des *GartenParks* und des *GartenParkTreffs* bestätigt. Wir haben vor, einen Quartierverein zu gründen. Unsere eigene Rolle im Prozess bleibt nicht unhinterfragt, damit wir nicht zu reinen Animatoren werden. Denn Animatoren wollen wir nicht sein. In einer Gesellschaft, die auf Individualismus, Konsum und verfügbare Ressourcen ausgerichtet ist und nicht auf den Grad von Verbundenheit und Solidarität unter den Menschen, bleibt das ein schwieriges Unterfangen.

Vorerst kommen wir zum Schluss, dass Menschen unterschiedlichster Herkunft, die in anonymen, verstädterten Wohnumgebungen wie jener in Kloten leben mit wenig Bezug zur Natur, zur Landwirtschaft und zur realen Herkunft ihrer Lebensmittel durchaus zugänglich sind und gerne gemeinsam mitwirken, ein ansprechendes, auch mit essbaren Früchten des Bodens ausgestattetes Wohnumfeld zu gestalten, sofern sie ein authentisches, gleichwertiges Bemühen aller Beteiligten erleben. Inwieweit diese im Kleinen entwickelte Initiative Bestand haben wird, muss sich erst erweisen und hängt sicherlich von zahlreichen Rahmenbedingungen ab, auf die wir keinen Einfluss mehr haben werden. Allem voran kommt es auf die einzelnen Persönlichkeiten an, welche das gemeinschaftliche Unterfangen zu ihrer Sache machen. Wesentlich wäre, dass solche Initiativen eine größere Ausstrahlung erhalten würden und viel mehr in politische Entscheidungsprozesse auf allen Entscheidungsebenen einfließen würden, um ein relevantes Gewicht zu erhalten.

*Bild 33 Modellvorhaben im Quartier Hohrainli in Kloten: der GartenPark – Bewohnerinnen und Bewohner setzen sich gern unter die alte Linde, die mit in den Entwurf einbezogen worden ist.*



© Hagen Hodgson 2021

### *Diskussion*

**Hancvencl:** Ihr Idealismus in Ehren, aber ich glaube aus meiner Wiener Sicht und auch als Bestandteil einer Bürgerbewegung im Bezirk, dass die Probleme doch ganz wo anders sind. Ich bin mit *Anton Wildgans* ein Kind der Stadt, dass der Klimawandel eher unsere ganze Wohnsituation ändert. Wir kämpfen hier in Wien – obwohl Wien grün ist – Wien hat Landwirtschaft an seinen Rändern, wir kämpfen hier nicht nur in Wien, sondern auch in Österreich wirklich ums gute Überleben. Die Hagelversicherung hat eine Studie veröffentlicht, dass in ganz Österreich jeden Tag 22,4 Hektar guten landwirtschaftlichen Bodens verbetoniert wird. Ich sehe nicht die Gier Großkonzerne. Der agrarische Bereich spielt bei den städtischen Wohnverhältnissen derzeit keine Rolle, sondern die Wohnbaugenossenschaften. Bei uns in Wien wird verbetoniert, es werden Grünräume – egal ob sie landwirtschaftlich sind – für Wohnungen geopfert. Das ist ja nichts Schlechtes, nur es wird auch sehr viel Geschäft gemacht. Wir haben von einem ehemaligen Stadtrat der Grünen das Modell der städtebaulichen Verträge, das so funktioniert, dass ein großer Investor die Infrastruktur schafft und dafür wird umgewidmet. Es ist kein unmittelbarer Zusammenhang. Laut Verfassungsgericht darf das auch nicht sein, aber es wird umgewidmet und es wird gebaut und gebaut. Dann haben wir noch das Problem der Stadtbäume. In Wien ist es derzeit so, dass wir ein Baumalleesterben haben durch Versalzung, durch Klimawandel, durch Haftungsängste, weil das Zivilrecht den Verantwortlichen für den Baum heranzieht, denn eine umgekehrte Beweislast wäre zu kompliziert. Also, ich möchte meinen, *Urban Gardening* ist nett, nur es löst nicht das Problem der Großstädte, wie ich mit Verbauung und mit der Sicherung von Grünraum umgehe. Das sind die wesentlichen Probleme. Für unsere Nachfahren wird es eine Katastrophe werden. Die können wir nicht mit Urban Gardening beschäftigen. Wir müssen auf die Flächenwidmung schauen. Was ist da los in Österreich? Das geht so weiter. Jeder sagt „ich will das nicht“, aber es passiert nichts. Das sind lauter Aktionen, die nicht drängen. Es geht wirklich um das Eingemachte. Wir haben versucht, mit *Fridays for Future* Kontakt aufzunehmen. Das sind junge Plauderanten, die nicht bereit sind auf gewisse Sachen zu verzichten und wirklich die Realität zu sehen.

**Hagen Hodgson:** Ich bin sehr dankbar um Ihr Votum. Sie haben völlig Recht in allem was Sie sagen. Natürlich löst Urban Gardening keineswegs alle Probleme und natürlich sind es die ökonomischen Interessen, die gerade bei der Stadtplanung und der Bauwirtschaft extrem zum Ausdruck kommen. Die Bauwirtschaft in der Schweiz ist eines der potentesten oder der potenteste Wirtschaftszweig überhaupt. Was Sie sonst mit dem Klimawandel und der Stadtbaum-Problematik angesprochen haben, ja, das sind genau diese Probleme, denen wir heute begegnen und die alle miteinander zusammenhängen – im Kleinen wie im Großen. Was wollen wir tun? Wo wollen wir ansetzen? Wir diskutieren das ständig in unserer Forschungsgruppe und mit unseren Pflanzenverwender-Experten an der Hochschule. Die Probleme sind ja wirklich groß. Aber, ich meine, es bleibt uns gar nichts anderes übrig, als ein ethisches Denken zu versuchen, Werte zu vermitteln, eben gerade auch bei Kindern, deswegen lege ich auf die Kinder so viel Wert, denn sie werden diese Gedanken in irgendeiner Form mitnehmen in ihr späteres Leben. Zumindest werden sie ansprechbar sein – sofern ihr soziales Umfeld sie nicht dazu bringt, ihre gemachten Erfahrungen völlig zu verdrängen. Warum habe ich als Kunsthistorikerin ein Interesse an der Landwirtschaft entwickelt? In meiner eigenen Biografie gibt es Hinweise dazu. Meine Kollegin in der Forschungsgruppe ist nicht nur Soziologin, sondern auch Landwirtin und wir arbeiten zusammen an diesem Projekt. Wo sonst schaffen wir es, auch nur ein minimales Wissen (nur schon, wo eine Karotte herkommt, wie sie wächst und wie lange das braucht) zu legen? Wenn jetzt eine kleine Stadt wie Klotten (in Wien sind die Dinge wieder ein bisschen anders, es ist auch eine recht steinerne Stadt) diese Dinge angeht, dann kann ich mich über das Mittel des Modellvorhabens einbringen. Ich kann z.B. auch dafür werben, kleinere Wohnungen als Leitbild zu formulieren und dafür mehr Gewicht auf den Wohnaußenraum zu legen – im obigen Sinne. Weniger (in diesem Fall Wohnraum) ist mehr oder das Konzept der *Tabula Scripta*, des Weiterentwickelns mit dem Bestand und nicht nur im Bestand, das sind

wichtige Überlegungen, mit denen wir über Diskussionen mit den Entscheidungsträgerinnen und Entscheidungsträgern, mit den Verantwortlichen beim Bund aber auch unter der Bewohnerschaft selber und allen beteiligten Akteuren einen winzig kleinen Baustein zu einem neuen Denken beitragen können. Wir brauchen in unserer Gesellschaft ein grundlegendes Umdenken auf allen Ebenen, ob das jetzt in der Landwirtschaft, in der Stadtentwicklung, im Denken grundsätzlich ist. Wir brauchen nur an *Michael J. Sandel (2014)* denken. Ich habe nicht umsonst den *American Way of Life* so stark betont. Warum gehen wir diese Wege? Deswegen habe ich am Ende meines Vortrags unser kleines bescheidenes Projekt angefügt, um zu zeigen, wie wenig wir in der Hand haben, aber trotzdem doch auch wieder wie viel, um nicht lebensdienlichen Entwicklungen etwas entgegenzusetzen, weiterzufragen, zu hinterfragen, und weiterzudenken – am konkreten Ort. Das inspiriert auch andere Menschen.

**Heistingner** (Ganzheitliche Organisationsberatung für Bio-Landbau und regionale Wertschöpfung): Ich bin ganz Ihrer Meinung. Die Probleme sind so groß und vielschichtig, so dass es die eine Lösung nicht mehr gibt. Die Industrielle Landwirtschaft und die Grüne Revolution haben uns vorgegaukelt, dass es die eine Lösung für die Welt im Sinne einer industrialisierten Landwirtschaft gäbe, die ganz bestimmten Prinzipien folgt. Ich glaube, wir müssen verschiedenste und ganz diverse Lösungsansätze, die im Kleinen dann funktionieren können, anstreben und vor allem auch uns darüber austauschen. Ich selbst begleite eine Wohnbaugenossenschaft in Wien bei Urban-Gardening-Aktivitäten. Ich bin selbstständige Agrarwissenschaftlerin und Prozessbegleiterin und beschäftige mich mit diesen Themen schon sehr lange. Da kann ich Ihnen völlig zustimmen, wie wichtig es ist, mit Familien und Kindern zu arbeiten, selbst wenn es nur um eine Gurke geht, die die Kinder am Ende des Sommers auf einer Dachterrasse ernten. Allein wenn ich merke, wenn dann der Direktor dieser Wohnbaugenossenschaft bei solchen Begegnungen dabei ist, wie dann bei ihm ein Umdenken einsetzt, dass wir Wohnbau anders denken müssen. Das sind die wertvollen Begegnungen, die das eine Kind mit der einen Gurke ermöglicht. Und dann sind wir vom Kleinen ganz schnell im Großen. Um diese Verbindung geht es ganz stark, um die Frage des enormen Flächenverbrauchs, den wir in Österreich haben, der auch von den Wohnbaugenossenschaften vorangetrieben wird. Das ist ein Riesenthema. Wir haben bei der Flächenwidmung in Österreich Möglichkeiten. Man könnte z.B. sagen, wenn Grünland in Bauland umgewidmet wird, dass dann ein gewisser Prozentsatz als Gartenland erhalten bleiben muss. Diese Möglichkeit hätten wir in der Flächenwidmung. Ob das nun 10%, 20% oder 8% sein sollen, darüber muss man sich fachlich unterhalten. Aber genau darum geht es, dass wir mit unserem Fach-Knowhow solche Debatten anstoßen. Welche Möglichkeiten gibt es in der Flächenwidmung und wie gestaltet man dann die Nutzung dieser Flächen? Dazu habe ich auch einiges gearbeitet und publiziert. Beim Gemeinschaftsgarten ist es ganz wichtig festzulegen, nach welchen Regeln diese Gemeinschaftsgärten gestaltet werden und wie offen sie sind. Sie haben ein Beispiel genannt. Wenn auf einer Fläche ein Beet nicht bewirtschaftet wird, ob man dann einen Rasen anlegt. Auch da geht es darum Lösungsansätze zu sammeln, zusammenzutragen, damit wir zu Lösungen kommen, die gleichzeitig flexibel und dauerhaft sind. Da lohnt es sich, darüber nachzudenken und da liegt für mich auch die Zukunft und dieses Verschneiden von Stadt und Land drinnen.

**Hagen Hodgson:** Das Thema der Verbindlichkeit, des Sich-Einsetzens, des Verantwortung-Übernehmens, das sind komplexe, gesellschaftliche Fragen, die heute zur Debatte stehen. Warum tauchen die Leute nicht auf, die sich angemeldet haben? Ist es wirklich, weil hier Unverbindlichkeit greift oder ist es, weil sie (und das ist häufig der Fall bei unserer Bewohnerschaft) sehr flexibel in ihrer Arbeit sein müssen, weil sie z.B. Taxifahrer sind und dann nicht kommen können oder die Arbeit länger dauert? Ist es ein Sprachproblem? Oder ein kulturelles Problem, aber welches? Das sind tiefer liegende soziale, kulturelle Aspekte, die sich in so einem kleinen Kreis manifestieren. Ich kenne Wien bedingt. Ich habe mit *Udo Häberlin* von der Stadtverwaltung (MA 18 Stadtentwicklung und Stadtplanung) schon öfter zu tun gehabt. Teile von Wien sind hochverdichtet, das Grün findet sich da praktisch nur in öffentlichen Grünanlagen oder sporadisch in Hinterhöfen. Ich habe nicht zuletzt betont, dass das Konzept der *Solidarischen Landwirtschaft* für mich

eine echte Möglichkeit ist, die Beziehung von Stadt und Land(wirtschaft) weiterzudenken – auch in Wien. Für eine größere Breitenwirkung fehlt meiner Ansicht nach aber vor allem die Wahrnehmung von und das Wissen über bäuerliche Arbeit, gesunde Böden, gesunde Nahrungsmittel etc. unter der allgemeinen Bevölkerung. Warum machen da nicht mehr Menschen mit? Wie kann man solche Konzepte stärken? Was braucht es für rechtliche Bedingungen? Braucht es mehr Unterstützung bei gewissen Leistungen oder ist es der Preis? Diese ganzen Aspekte fließen da ja mit hinein. Aber was es vor allen Dingen braucht, ist eine Bevölkerung, die dahintersteht und sagt, „*ja das brauchen wir, gesunde Nahrungsmittel, würdige Arbeitsbedingungen, angemessene Bezahlung für diejenigen, die diese herstellen, sind uns wichtig*“ und eine Politik, die dafür einsteht. Bei uns hat sich das gezeigt bei den letzten Abstimmungen von Initiativen über Trinkwasser, Konzertverantwortung oder Biolandbau usw. Wenn alle Produktion auf Bio umgestellt werden soll, dann geht das nur, wenn unsere Bäuerinnen und Bauern die Sicherheit haben, dass sie dabei unterstützt werden, dass sie sagen können, „*O.K. das ist machbar, das schaffen wir, das ist möglich*“. Und dazu braucht es eben auch die Städter.

**Dax** (Bundesanstalt für Agrarwirtschaft und Bergbauernfragen): Die Landversiegelung ist in Österreich am Land weit stärker im Vergleich zu Deutschland. *Hancvencl* hat deutlich gemacht, dass viele Aspekte weit darüber hinausgehen. Ich schätze diese Arbeit in Zürich-Kloten sehr. Stadt-Land-Beziehungen sind massiv anders, vor allem globale Beziehungen. Wir haben solche Herausforderungen, die da in diesem Beitrag gar nicht angesprochen werden können. Aber es ist ganz wichtig, das Verständnis dafür zu erhöhen und zu vermitteln. Wir hatten im EU Horizon 2020 Projekt *ROBUST (Rural-Urban Europe – Unlocking Rural-Urban Synergies)* „Food Systems“ als eines von fünf Themen neben unter anderem Mobilität, wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen. Stadt-Land-Beziehungen gehen also weit darüber hinaus. In dieser engen räumlichen Kooperation, übersehen wir oft, dass viele unserer Raumbeziehungen weit darüber hinausgehen. Wir sind jetzt mit Fragen in der Ukraine verbunden, aber wir sind auch mit Fragen in Afghanistan, in Afrika und Südamerika, also weltweit verbunden. Es ist müßig zu denken, dass wir mit einer Stadt-Land-Kooperation im regionalen Umfeld diese Probleme lösen könnten. Wir sehen das derzeit bei den Energiepreisen und allen Marktpreisen. Es ist also kein regionales Problem oder enges Stadt-Land-Problem allein. Insofern lüften wir da nur ein klein wenig die Decke. Trotzdem ist es ein spannender Zugang, vor allem das Verständnis dafür zu fördern. Das ist ein wichtiger Punkt, der im ersten Vortrag genauso angesprochen wurde. Wir haben gewisse Bilder im Kopf, die für uns stimmen, aber die sich auch ständig verändern. Sie verändern sich auch durch solche Untersuchungen und neue Herausforderungen.

**Hagen Hodgson:** Sie haben das Thema der Veränderung und der Globalisierung wie der globalen Vernetzung, angesprochen. Wenn wir uns unsere Kulturgeschichte anschauen, sehen wir immer wieder, dass wir vielleicht fünfzig bis hundert Jahre in eine Richtung gelaufen sind, die nicht wirklich zielführend ist. Wir brauchen dann weitere rund fünfzig oder mehr Jahre um überhaupt erst einmal anzuhalten, innezuhalten, umzudenken und dann wiederum fünfzig oder hundert Jahre, um wieder neu anzufangen, in eine neue Richtung zu gehen. Ich denke, dass wir doch in vielen Aspekten heute nochmals neu ansetzen müssten. Das ist halt die Schwierigkeit, die Sie, Herr *Dax*, eben angesprochen haben. In diesem Prozess stecken wir mitten drin. Es ist richtig, dass wir inzwischen so vernetzt sind, dass man sich fast nicht mehr bewegen kann oder vermeintlich nur in eine Richtung. Umso mehr ist es wichtig, sich auf die Kernfragen und die wesentlichen Dinge im Leben zu besinnen. Deswegen bin ich am Anfang meines Vortrages mit dem Bild von der nepalesischen Hütte ausgegangen, von dem Dach über dem Kopf, dem Tisch, um den die Menschen sitzen, mit der Landwirtschaft unmittelbar vor der Haustüre – dieser anthropologischen Grundkonstellation, diesem Grundgedanken, was unser Leben überall auf der Welt tatsächlich ausmacht und was wir wirklich brauchen. Bis hin zu Fragen von Wohnraumsprüchen, die Herr *Hancvencl* angesprochen hat, die wir uns heute neu stellen müssen – einschließlich der Frage, wer an diesen verdient. Das sind die großen gesellschaftlichen Fragen, denen wir uns stellen müssen. Diese

Dinge spricht letztendlich ja auch *Hartmut Rosa (2013)* an, diesen vermeintlichen Zwang, dass alles noch effizienter, noch schneller, noch größer, die Reichweiten noch weiter gehen müssten. Mein Ansatz gibt natürlich in dem Sinne keine direkte, praktische, allumfassende Lösung, wie das alles zu bewältigen ist. Aber, wir haben jetzt dieses winzige Beispiel in Kloten, wo wir mit ein paar wenigen Menschen etwas in eine neue Richtung machen. Wir machen angewandte Forschung. Wir wollen Theorie in etwas Angewandtes überführen. Zugleich aber sind wir auch auf höherer Ebene ein Modellvorhaben des Bundes unter der Kategorie von „Siedlungen der kurzen Wege und der Bewegung“ unter dem genannten Titel „Qualitätsvolle Verdichtung vom Außenraum her entwickeln“. Damit haben wir auch auf einer weiterreichenden Ebene ein klein wenig Einfluss. Das inspiriert und macht Hoffnung auf eine noch etwas andere Welt.

Die **nächste Sitzung der Arbeitsgemeinschaft ländliche Sozialforschung** findet am **Mittwoch, 16.11.2022 10.00 Uhr s.t.** als Webinar der Bundesanstalt für Agrarwirtschaft und Bergbauernfragen statt. Folgende Beiträge stehen auf dem Programm:

*N. Röhrer (Kultur- und Sozialanthropologin): „Milchkrise! Eine ethnographische Forschung zum Nutzen der Krisenbehauptung am Beispiel der IG Milch.“*

*Nicola Röhrer, MA, MA* studierte Kultur- und Sozialanthropologie an der Universität Wien. In ihrer Masterarbeit widmete sie sich der Frage, was eine Krise aus anthropologischer Perspektive zu einer Krise macht, und untersuchte dies am Beispiel der österreichischen Milchwirtschaft. Ihre Leidenschaft für komplexe Zusammenhänge, Fragen sozialer Gerechtigkeit und Lösungsorientierung führten Röhrer nach einem Semester als Co-Lektorin an der Universität Wien zum IT-Dienstleister und Digitalisierungspartner Tietoevry, wo sie als Agile Coach und Business Anthropologist Teams in den vielfältigen Dimensionen erfolgreicher Zusammenarbeit unterstützt.

*P. Schnell (Freier Wissenschaftler, Selbständiger Forschungscoach in Wien und Salzburg): „Raumtheoretische Grundlagen der Organisationsforschung - Von der Strukturierung zur Simulation von organisationalen Räumen.“*

*Dr. Philipp Schnell* ist Stadtforscher und unterrichtet akademisches Schreiben und Forschungsdesign an der QualityMed Privatuniversität für Gesundheitsberufe in Wien. Er promovierte an der Wirtschaftsuniversität Wien in den Bereichen Soziologie und Organization Studies zum Thema raumtheoretischer Ansätze in der Organisationsforschung. In zahlreichen qualitativen und kunstbasierten Forschungsprojekten nähert er sich alltäglichen urbanen Lebensräumen aus einer multidisziplinären Perspektive an. Er lotet dabei insbesondere die Potentiale unterschiedlicher Forschungsmethoden und -medien für die Stadt- und Raumforschung aus. Aktuelle Forschungsprojekte fokussieren auf die Rolle künstlerischer Interventionen in der Transformation urbaner Räume sowie auf den Nutzen graphischer Methoden für die Erschließung von Stadt und Raum.

### **Literaturhinweise**

Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Burton, Rob J.F. (2012): Understanding Farmers' Aesthetic Preference for Tidy Agricultural Landscapes: A

Bourdieuian Perspective. *Landscape Research* 37: 51-71.

Carolan, Michael S. 2006. Do You See What I See? Examining the Epistemic Barriers to Sustainable Agriculture\*. *Rural Sociology* 71: 232-260.

Foucault, Michel (1993): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt am Main: Suhrkamp.



- Froschauer, Ulrike; Lueger, Manfred (2003): Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme. Wien: WUV-Universitätsverlag.
- Groier, Michael (1990): Die Dreistufenwirtschaft in Vorarlberg. Entwicklung – Bedeutung – Perspektiven. Wien: Bundesanstalt für Bergbauernfragen.
- Groier, Michael; Hovorka, Gerhard (2007): Innovativ bergauf oder traditionell bergab? Politik für das österreichische Berggebiet am Beginn des 21. Jahrhunderts. Wien: Bundesanstalt für Bergbauernfragen
- Groier, Michael; Machold, Ingrid; Loibl, Elisabeth (2018): Landwirtschaftliche Kleinbetriebe zwischen Nachhaltigkeit und Globalisierung. Wien: Bundesanstalt für Bergbauernfragen.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (2001): System der Sittlichkeit. Kritik des Fichteschen Naturrechts. Einbeck: Felix Meiner Verlag.
- Honneth, Axel. 1994. Kampf um Anerkennung: zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. 1. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Honneth, Axel (2011): Verwilderung. Kampf um Anerkennung im frühen 21. Jahrhundert. Aus Politik und Zeitgeschichte APUZ 1-2.
- Hovorka, Gerhard (2001): Keine Berglandwirtschaft ohne Ausgleichszahlungen. Evaluierung der Maßnahme Ausgleichszulage in benachteiligten Gebieten und nationale Beihilfe. Wien: Bundesanstalt für Bergbauernfragen.
- Hovorka, Gerhard (2007): Situation und Zukunftschancen der Berglandwirtschaft in Österreich. In: Forschungsbericht Zeitreisen(de) im ländlichen Raum. Wien: Bundesanstalt für Bergbauernfragen.
- Hovorka, Gerhard (2011): Die Reform der Agrarpolitik der EU aus Sicht der Berggebiete. *Fachzeitschrift des Bundesministeriums für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft*.
- Hovorka, Gerhard (2018): Die Förderung der Berglandwirtschaft. Über die aktuelle Situation am Beispiel Österreichs und Eckpunkte für die Zukunft. In *Kritischer Agrarbericht 2018: „Globalisierung gestalten“*, 90-94, Hamm: ABL Verlag.
- Marsden, Terry (2006): The road towards sustainable rural development: issues of theory, policy and practice in a European context. *Handbook of Rural Studies*, London: SAGE.
- Silvasti, Tiina (2003): The cultural model of „the good farmer“ and the environmental question in Finland. *Agriculture and Human Values* 20: 143-150.
- Tschajanow, Alexander Wassiljewitsch (1999) [1923]: Die Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft. Versuch einer Theorie der Familienwirtschaft im Landbau. Faksimile der 1923 in Berlin erschienenen Erstausgabe, Stuttgart: Verlag Schäffer-Poeschel.
- Van der Ploeg, Jan Douwe (2018): The new peasantries. Rural development in times of globalization. Second Edition, London-New York: Routledge, Taylor & Francis Group.
- Vogel, Stefan; Wiesinger, Georg (2003): Zum Begriff des bäuerlichen Familienbetriebs im soziologischen Diskurs. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie (ÖZS)*, 1/03: 55-76.
- Voswinkel, Stephan, und Gabriele Wagner. 2013. Vermessung der Anerkennung. Die Bearbeitung unsicherer Anerkennung in Organisationen. In *Strukturwandel der Anerkennung: Paradoxien sozialer Integration in der Gegenwart*, Hrsg. Axel Honneth, Ophelia Lindemann und Stephan Voswinkel, 75–120. Frankfurt: Campus Verlag.
- Wiesinger, Georg (2004): Ländliche Sozialforschung in Österreich. *Agrarwirtschaft und Agrarsoziologie*, 2/04: 93-110.
- Wiesinger, Georg (2005): Landwirtschaft zwischen Tradition und Moderne. Über den Struktur- und Wertwandel in der bäuerlichen Lebenswelt. In *Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft für Agrarökonomie*, 10: 165-180. Wien: Facultas Verlag.
- Wiesinger, Georg (2010): Von agrarischen Utopien zur Zukunft der Landwirtschaft. In *Schmackhafte Aussichten? Die Zukunft der Lebensmittelversorgung. Forschungsbericht Bundesanstalt für Bergbauernfragen*, Hrsg. Elisabeth Loibl und Josef Hoppichler, 41-58. Wien: Bundesanstalt für Bergbauernfragen.
- Witzel, Andreas (1995): Das problemzentrierte Interview. In: Gerd Jüttemann (Hrsg.), *Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder*, Kröning: Roland Asanger Verlag, S. 227-255.
- 
- Alkemade, Floris et.al. (2020): *Tabula Scripta. Rewriting Architecture – 10+1 Actions*. Amsterdam: Valiz Publishers.
- Aristoteles (1981): *Politik*. Neu übersetzt und mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen von Eugen Rolfes, Hamburg: Meiner.

- Carol, Hans; Werner, Max (1949): Städte wie wir sie wünschen. Ein Vorschlag zur Gestaltung schweizerischer Großstadt-Gebiete, dargestellt am Beispiel von Stadt und Kanton Zürich, Zürich: Regio.
- Dyttrich, Bettina; Hösli, Giorgio (2015): Gemeinsam auf dem Acker. Solidarische Landwirtschaft in der Schweiz., Zürich: Rotpunktverlag.
- Flink, Klaus (1997): Die Mär vom Ackerbürger. Feld- und Waldwirtschaft im spät- mittelalterlichen Alltag rheinischer Städte, Saarbrücken: Universitätsreden. Universität des Saarlandes.
- Giedion, Sigfried (1941): Space, Time and Architecture. The Growth of a New Tradition. Harvard: Harvard University Press.
- Giedion, Sigfried (2014, erstm. 1948): Mechanization Takes Command. A Contribution to Anonymous History. Minnesota: University of Minnesota Press.
- Hagen Hodgson, Petra (1992): Die gesunde Stadt: Letchworth Garden City, 1903. S. 6-21 + 74, in: werk, bauen + wohnen Nr. 4
- Hagen Hodgson, Petra (2010): Verdichtete Grünräume im urbanen Raum. Plädoyer für mehr Intimität und Individualisierung im urbanen Wohnumfeld, S. 32-39, in: werk, bauen + wohnen Nr. 9
- Hagen Hodgson, Petra (2018): Vom schönen Nützlichen und Nützlichen im Schönen – Anmerkungen zu den Freiräumen. S. 26-31, in: Stadtzürcher Heimatschutz (Hrsg.): Gartenstadt Friesenberg. Zürich: Neujahrsblatt Eigenverlag
- Hauser, Albert (1976): Bauerngärten der Schweiz. Ursprünge, Entwicklung und Bedeutung, Zürich: Artemis Verlag.
- Heidegger, Martin (1951): Bauen Wohnen Denken. In: Bartning, Otto (Hrsg.) (1952): Mensch und Raum. Darmstädter Gespräch 1951, S. 72-84, Darmstadt: Neue Darmstädter Verlagsanstalt.
- Howard, Ebenezer (2010, erstm. 1898): To-Morrow: A Peaceful Path to Real Reform. Cambridge: Cambridge Library Collection - British and Irish History, 19th Century.
- Jäschke, Kurt-Ulrich; Schrenk, Christhard (Hrsg. 2002): Ackerbürgertum und Stadtlandwirtschaft. Stadtarchiv Heilbronn.
- Kissling, Beat; Hagen Hodgson, Petra (2021): Landwirtschaft am Scheideweg war die Schlussfolgerung 2009 – und heute? Anmerkungen zum Weltagrarbericht zehn Jahre danach. S. 14-17, in: Bioforum Nr. 2
- Lohrberg, Frank; Lička, Lilli; Scazzosi, Lionella; Timpe, Axel (Hrsg., 2016): Urban Agriculture Europe, Berlin: Jovis.
- Marquard, Udo (2003): Zukunft braucht Herkunft. Philosophische Essays, Ditzingen: Reclam Verlag.
- McIntyre, Beverly D. et.al. (Hrsg., 2009): Agriculture at a Crossroads. Synthesis Report. IAASTD, Island Washington: Island Press
- Müller, Christa (2002): Wurzeln schlagen in der Fremde. Die internationalen Gärten und ihre Bedeutung für Integrationsprozesse. München: Oekom Verlag.
- Müller, Christa (Hrsg. 2012): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: Oekom Verlag.
- Putnam, Robert D. (1993): Making Democracy Work. Civic Traditions in Modern Italy. Princeton New Jersey: Princeton University Press.
- Robert D. Putnam (2000): Bowling Alone. The Collapse and Revival of American Community, New York – London – Toronto – Sydney: Simon & Schuster.
- Rosa, Hartmut (2013): Beschleunigung und Entfremdung, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Rosa, Hartmut (2019): Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Sandel, Michael J. (2012): Was man für Geld nicht kaufen kann. Die moralischen Grenzen des Marktes, Berlin: Ullstein Taschenbuchverlag.
- Sandel, Michael J. (2020): Vom Ende des Gemeinwohls. Wie die Leistungsgesellschaft unsere Demokratien zerreißt. Aus dem Amerikanischen von Helmut Reuter. Frankfurt am Main, S. Fischer Verlag.
- Taylor, Charles (2018): Das Unbehagen an der Moderne, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Tomasello, Michael (2010): Warum wir kooperieren, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Wright, Frank Lloyd (1932): The Disappearing City. New York: W. F. Payson.
- Wright, Frank Lloyd (1935): Broadacre City. A Community Plan, *Architectural Record* pp. 344-349.